50 mm

100 mm

JKLMNOPQRSTUVWXYZ
nopqrstuvwxyz1234567890

KLMNOPQRSTUVWXYZ
pqrstuvwxyz1234567890

LMNOPQRSTUVWXYZ
klmnopqrstuvwxyz
34567890

LMNOPQRSTUVWXYZ

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Abonnentenausgabe

# Religionsgeschichtliche Volksbücher

Begründet von Friedrich Michael Schiele

IV. Reihe 24. Heft

# Die lebendige Gemeinde

Von Friedrich Niebergall

1.–3. Tausend

Tübingen
1917

J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck)

Im Abonnement M. –.40, cartoniert M. –.65.
(Einzelpreis M. –.50, gebunden M. –.80.)

# Die lebendige Gemeinde

von

Friedrich Niebergall.

Religionsgeschichtliche Volksbücher
für die deutsche christliche Gegenwart.
Begründet von Friedrich Michael Schiele.
IV. Reihe: Kirchengeschichte. 24. Heft.

1. bis 3. Tausend

Tübingen
1917

J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck)

# Die lebendige Gemeinde

von

Friedrich Niebergall.

Religionsgeschichtliche Volksbücher
für die deutsche christliche Gegenwart.
Begründet von Friedrich Michael Schiele.
IV. Reihe: Kirchengeschichte. 24. Heft.

1. bis 3. Tausend

Tübingen 1917
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

# Vorwort.

Auch auf dem Boden der Kirche muß der Krieg eine Neuordnung mit sich bringen. Sie darf nicht so in den Zustand des Friedens hineinziehen, wie sie der Krieg getroffen hat. Bei ihr wird sich der Geist der Demokratie, der durch die Welt geht, vor allem darin äußern: es werden die Gemeindeglieder, die keine Theologen sind, immer mehr die Stelle einzunehmen haben, die ihnen gebührt. Lag die Kirche zuerst auf der Schulter der Theologen, dann auf der der Herrn des Staates, so wird sie immer mehr auf die des dritten kirchlichen Standes, des der Hausväter, des sog. status oeconomicus, hinüberwandern. Sie wird ihr Wesen und ihre Kraft darin suchen, daß sie Gemeindekirche wird, und mehr und mehr aufhören, eine Kirche der Behörde zu sein. Dazu aber bedarf es der Mitarbeit aller willigen Gemeindeglieder an der Gemeinde, die doch ihre und nicht der Behörde Gemeinde ist. Sie sollen selber mittun und nicht nur die Arbeit des Pfarramtes erleiden. So kann die Gemeinde und damit auch die Kirche etwas werden, was wirklich einen Lebenswert besitzt, so daß es sich ihr anzugehören lohnt; sonst bleibt sie eine Veranstaltung, die weiter ihr Dasein fristet vermöge des Gesetzes der Trägheit, bis es wirklich nicht mehr geht. Darum müssen wir den vielen, die einen idealen Anschluß und einen Halt für das Leben suchen, einen solchen bieten. Wir dürfen nicht vergessen, daß sonst die Versuchung eintritt, wenn nach dem Krieg die großen Lasten kommen, sich zuerst an der Stelle von Verpflichtungen loszumachen, wo keine wertvollen Güter mehr gefunden werden.

Pfarrern und Kirchenvorstehern zumal, möglichst einfach, also auf dem Weg geschichtlicher Anschauung und praktischer Anweisung über diese wichtige Aufgabe zu berichten, ist die Absicht der vorliegenden kleinen Schrift, die aus einem Vortrag vor der Innern Mission in Gotha hervorgegangen ist. Im Bund mit den andern, im Literaturverzeichnis genannten Schriften möge sie jene Neuordnung der Kirche im Geist der volkskirchlichen Ideale Calvins anbahnen und fördern helfen.

Heidelberg, Ostern 1917.

**Friedrich Niebergall.**

# Inhalt.

# Die Bedeutung der lebendigen Gemeinde.

Merkwürdig oft ereignet es sich in der Geschichte: wenn ein schwerer Notstand eingetreten ist, kommt auch bald die Hilfe, die ihn beseitigen will. Das mag man rein geschichtlich und psychologisch als einen Rückschlag auffassen, der sich mit innerer Notwendigkeit vollzieht, oder letzten Endes darin einen Beweis für den Glauben sehn, daß, wenn die Not am größten, Gott am nächsten ist; die Tatsache selbst gehört zu denen, die immer wieder am meisten Zuversicht und Mut machen müssen. So machten sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schwere sittliche und religiöse Mißstände im Volksleben offenbar; und siehe, auf einmal war die Innere Mission da, die genau auf alle jene Notstände eine Antwort suchte. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts machte sich besonders geltend, daß die großen Städte in ihrer kirchlichen Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten hatten mit ihrer sonstigen, und daß viele des Anschlusses entbehrten, den ihnen eine heimatliche Kirche gewährt hätte. Da erhob sich wieder aus der Not geboren das Leitbild der lebendigen Gemeinde. Seitdem steht dieses im Mittelpunkt aller Erwägungen, wie unsrer Kirche und Christenheit zu helfen sei, und vieler Augen schauen voll Hoffnung auf dieses Leitbild hin. Natürlich regt sich auch viel Zweifel und Gegensatz; denn manche versprechen sich zu viel von ihm und andere kommen von einem ganz andern geistigen Heimatlande her. Aber der Freunde sind mehr denn der Gegner; die Gemeindetage, in deren Mittelpunkt es steht, weisen große Zahlen von Besuchern auf, und zwar aus allen Arten von Gemeinden und aus allerlei kirchlichen Lagern. Darum ist es eine Freude, von diesem Leitbild zu sprechen, zu zeigen, wie angebracht es gerade heute ist, wie man sich aber auch davor hüten muß, in schönen Unmöglichkeiten zu schwelgen, was ein Erbfehler von vielen Christen und besonders Theologen ist.

Darum soll gesagt werden, was Pfarrer und Gemeindever-

treter tun können, um eine Gemeinde lebendig zu machen. Davor muß natürlich deutlich werden, worin das Wesen einer solchen Gemeinde liegt. Das soll wieder auf dem Weg gezeigt werden, daß ein paar Bilder aus der Geschichte gezeichnet werden. Nicht auf eine Geschichte des Leitbildes kommt es an, sondern nur darauf: aus dem großen Museum der Geschichte sollen einige Formen betrachtet werden, die anschaulich machen, wie man sich in schweren Zeiten auf das Wesen einer Gemeinde besonnen hat. Der Sinn dieser Ueberschau ist natürlich nicht der, daß nun gleich alles nachgemacht werden soll, was sich in diesen Bildern aus der Vergangenheit zeigt. So etwas erlaubt die Geschichte nicht. Aber sie zeigt, wie in ähnlichen Lagen immer wieder auf demselben großen geschichtlichen Grunde ähnliche Gedanken erwachsen. Diese kann man dann versuchen, nicht ohne mannigfaltige Umgestaltung, den heutigen Verhältnissen praktisch anzupassen oder wenigstens aus dem Geist heraus zu arbeiten, in dem man damals gearbeitet hat.

# Aus der Geschichte der lebendigen Gemeinde.

## Die sächsischen Gemeinden in Siebenbürgen.

Das erste dieser geschichtlichen Bilder führt in den Südosten an den Fuß der transsylvanischen Alpen und zwar zu den siebenbürgischen Sachsen. Es bedurfte der schweren Heimsuchung durch den Ueberfall der Rumänen, um einmal wieder die Aufmerksamkeit des Vaterlandes auf diesen wertvollen versprengten Stamm zu lenken. Es liegt in der Geschichte ihrer Ansiedlung begründet, warum sie für unsern Zweck von Bedeutung geworden sind. Denn um das Jahr 1200 rief sie der König von Ungarn »ad retinendam coronam«, also zum Schutz seines Landes gegen seine räuberischen Nachbarn, aus ihrer alten Heimat am Rhein in die neue in der unwirtlichen Waldgegend. Als sie auszogen in das gelobte Land, da nahmen sie aus ihr nicht nur viel Hab und Gut, sondern auch rheinische Kultur mit in die weite Steppe. Dazu gehörte aber auch alles, was sie von Freiheiten jeder Art erworben hatten, und zwar von persönlicher Freiheit und von dem Recht auf Selbstverwaltung; wir würden dieses letztere als politische und kirchliche Freiheit bezeichnen. Wie sie immer, nachdem sie sich im fremden Lande angesiedelt hatten, durch Kaufleute und Studenten mit der alten Heimat in Verbindung blieben, so machten sie auch mit ihr die kirchliche Erneuerung im 16ten Jahrhundert mit. Dadurch wurde natürlich ihr Drang zur Selbständigkeit und zu selbständiger Verwaltung ihrer eignen Angelegenheiten nur vermehrt. Als am Anfang desselben Jahrhunderts für bald zweihundert Jahre die Türken

das Land zu beunruhigen und auch zu beherrschen anfingen, da hat sich natürlich diese Bewegung noch sehr verstärkt. Damals entstanden die wunderbaren Kirchenburgen, die noch heute das Entzücken jedes Besuchers des stammverwandten Volkes sind, mächtige Bauten zum Schutz und Trutz gegen den Türken, nicht nur zur Wehr, sondern auch zur Aufnahme der Gemeinde samt Hab und Gut gegen den Feind bestimmt. Aber zugleich geschah noch etwas, was uns angeht. Zwar wurde die politische Freiheit durch den Eroberer zerstört, aber um so mehr wuchs die kirchliche Selbständigkeit. Die Kirche bekam ihre Autonomie und wurde unter einen Bischof gestellt; zugleich bekamen die Laien in ihr einen weitreichenden Einfluß. So wurde die Kirche eine neue Einheit, die das ganze Leben umspannte, wie in der Zeit der Verbannung und nach ihr das Volk Israel zu einem Kirchenvolk und einer Art von Kirchenstaat geworden ist. Damals begann die Entwicklung, die uns so fesselt, daß das ganze Leben der Nation, das wirtschaftliche, das nationale und das kulturelle, unter die Oberaufsicht der Kirche trat. Sie wurde noch dadurch befördert, daß bald die Gegenreformation das Land heimsuchte; als alle politischen Beamten katholisch wurden, zog sich noch mehr das Leben der Nation unter den Schutz der Kirche, die so zu einer rechten Volkskirche werden mußte.

Dazu kam noch, daß sich das Volk zu wehren hatte gegen all die andern Völker, mit denen es den gemeinsamen Boden teilte, gegen Magyaren, Rumänen und Slowaken. Dadurch wurde es immer mehr notwendig, daß sich das Volkstum aufs engste um einen Mittelpunkt sammelte, um nicht zersprengt zu werden. Und dieser Mittelpunkt wurde seine Kirche. Nur eine solche Einheit kann einen großen Druck aushalten. Und so wurde es immer mehr die Aufgabe der Kirche, alle jene Beziehungen des Volkslebens unter ihre Hut zu nehmen und dafür zu sorgen, daß das Volk seine volle wirtschaftliche und moralische Kraft behielt. Dazu trug es auch bei, daß es alle Einrichtungen beibehielt und pflegte, die das Gefühl der Nation stärken konnten, zu einem Ganzen zusammenzugehören. Darum haben sich einige Einrichtungen erhalten, die imstande sind, nicht nur die Glieder des Volkes zusammenzuhalten, sondern auch in allem zu befestigen, was Grund und Wesen einer Gemeinschaft ausmacht. Dazu gehören zumal zwei Einrichtungen, die für uns von Bedeutung sind, die Nachbarschaft und die Bruderschaft.

Die N a c h b a r s c h a f t umfaßt eine durch die Ueberlieferung festgesetzte Anzahl von Häusern im Dorf, die eine Gemeinschaft bilden, die sich in wirtschaftlichen und in geistigen Dingen unter einander zu fördern hat. Auf Grund der alten Markgenossenschaft hat sie sich gebildet, wie sie als altgermanische Einrichtung bekannt ist. Gemäß dem alten Grundzug des gemeinsamen Lebens bildete

sie eine Vereinigung zur gegenseitigen Unterstützung ihrer Mitglieder. Im Mittelalter war sie in den Städten der ganzen Stadtverfassung eingegliedert. Sie hatte damals mannigfache Bedeutung, für das rechtliche und militärische Gebiet, für das wirtschaftliche und nicht am wenigsten für das religiöse Leben, wie sich das für das Mittelalter ganz von selbst versteht, das gar keine wichtigere Seite am gemeinsamen Leben ohne religiöse Weihe und Anschluß an die Kirche ließ. Es erweitert Blick und Verständnis für das Leben, wenn man sich immer einmal unserm Kult der Persönlichkeit und dem Drang zum Ausleben gegenüber, diesen Zug des mittelalterlichen Lebens vor Augen stellt.

Die Einrichtung der Nachbarschaft hat sich, wie auch in manchen deutschen Dörfern, so besonders bei den siebenbürgischen Sachsen auf den Dörfern erhalten. Sie haben allerlei gemeinsame Angelegenheiten zu besorgen, wie etwa den Dienst der Sicherheitspolizei und ähnliche notwendige Dinge. Dazu tritt aber auch die Sorge für allerlei Unterhaltung in gemeinsamem Spiel; ferner die Hilfe im Fall von Krankheit und Sterben; endlich die Ueberwachung der Kirchlichkeit und besonders des Betragens auf dem Kirchweg. Von besonderer Bedeutung ist für uns der Versöhnabend vor dem Abendmahl, an dem sich die Nachbarn alles vergeben sollen, was sie gegeneinander gefehlt haben. Sinnige alte Gebräuche erben sich von einem Geschlecht zum andern fort und wahren den Geist der alten Gemeinschaft, wie er immer mehr in solchen Sitten als in Satzungen weiterlebt. Von solchen Bräuchen ist zumal die Handlung der Aufnahme in die Nachbarschaft umgeben, die nicht ohne Eintrittsgeld vor sich geht. Zwei Nachbarhannen stehn an der Spitze und führen die Geschäfte und zwar mit einem Ausschuß, der den Namen Altschaft trägt.

Haben wir hier schon das Bild einer engern Gemeinschaft, die darauf bedacht ist, ihre Glieder zu erziehen, so tritt uns dasselbe in den Bruder- und Schwesterschaften für einen Teil der Gemeinde entgegen. Wieder ist wenigstens die Bruderschaft altgermanisches Erbteil, denn vielfach hat sich die männliche Jugend zusammengefunden, um sich gegenseitig zu Ordnung und Moral zu erziehen. Immer hat diese Vereinigung wieder kultische Bedeutung gehabt, wie das nicht nur in altgermanischen, sondern auch in andern Völkern die Regel war. Häufig finden sich in abgelegenen Dörfern noch Reste von dieser Einrichtung, wie etwa bestimmte Spiele am Ostertag, an dem sich die ganze männliche Jugend zu beteiligen hat. In Siebenbürgen ist in kleineren Gemeinden die Bruderschaft noch eine lebendige Macht. Sie umfaßt alle jungen Burschen von der Konfirmation an bis zu ihrer Verheiratung und bis zum Eintritt in die Nachbarschaft. Der Sinn ihres Lebens und

Treibens ist ganz und gar sozialpädagogisch. Es handelt sich um Zucht; Sitte und Anstand, besonders gegenüber dem weiblichen Geschlechte, sollen hochgehalten werden. Im einzelnen enthalten die Artikel der Bruderschaft, was sie von ihren Mitgliedern erwartet. An bestimmten Tagen findet „Zugang" statt, an dem der Altknecht, dem für einzelne Untergruppen Unteraltknechte zur Seite stehn, die bekannt gewordenen Vergehen einzuklagen hat, worauf dann die Verurteilung der Sünder zu Geldstrafen erfolgt. Dieses Rügegericht ist die Hauptsache an dem Leben der Bruderschaft. Daneben hat sie noch ihr gemeinsames Abendmahl, dem wieder ein Versöhnabend vorausgeht. Sie veranstaltet aber auch allerlei Spiele und Tänze, und zwar gern vor der Kirche. Denn die ganze Einrichtung hat den Zusammenhang mit der Kirche bewahrt. Zwei Mitglieder des Presbyteriums sind als Knechtväter berufen, die Verbindung zwischen Bruderschaft und Kirchengemeinde aufrecht zu erhalten. Es gehört zu einem richtigen Tanzfest der Bruderschaft, daß der Herr Pfarrer samt seiner Frau, der tugendsamen Frau Mutter, an diesen Tanzfesten teilnimmt.

Sicher ist diese ganze Art, gemeinsames Leben mit der Aufgabe gegenseitiger Hilfe und Zucht anzubahnen, unsrer größten Aufmerksamkeit wert. Hoffentlich werden die Reste dieser alten Einrichtungen und Gewohnheiten auch durch den Krieg hindurch erhalten, der so vieles Alte, Böses und Gutes, wegfegt. Mag auch die neue Zeit in Siebenbürgen immer an jenen Einrichtungen schon früher stark genagt haben, mag auch manches an ihnen sein, das bei dem nähern Blick nicht so ideal aussieht, wie es sich in der Ferne darstellt, sicher ist es für uns von großem Wert, überhaupt einmal eine andere Art des Lebens kennen zu lernen als die übliche, die uns umgibt, wo so ziemlich jeder für sich dahin lebt, nur durch Gesetz und Pflicht an das Ganze gebunden. Hier aber tritt uns der Geist einer Gemeinschaftlichkeit entgegen, wie er der alten Vorzeit entspricht. Es ist eine Gemeinschaft, die gewachsen und nicht eine, die in geschichtlichen Zeiten gemacht worden ist. Sie wurzelt darum tief im Bewußtsein ihrer Glieder und vermag von großem Einfluß auf sie zu sein. Denn sie ist ganz und gar sozialerzieherisch gehalten und dazu mit einem starken kirchlich-religiösen Einfluß durchsetzt. Mag man auch über eine solche Art gemeinsamen Lebens denken wie man will, mag man es auch für durchaus unmöglich halten, so etwas heute bei uns zu machen — es ist immer von Wert zu wissen, daß es so etwas überhaupt gegeben hat und auch noch gibt. Es läßt sich gar nichts von einem Boden auf den andern übertragen, was so tief in der Eigenart einer Zeit und eines Volkes wurzelt; aber es gibt immer dem Urteil höhere Gesetze und regt das Schaffen zu eignem Nachdenken und Versuchen an, wenn man weiß,

daß es einmal in der Art auch unseres deutschen Volkes gelegen hat, solche Anstalten zu gemeinsamer Erziehung zu treffen. Wenn dazu noch die Erkenntnis tritt, daß viel wichtiger als alle erzieherische Lehre, der Zwang ist, in Gemeinschaft mit andern zu arbeiten, so ist schon vieles für weitere Schritte gewonnen, die auch uns über allerlei Schwierigkeiten hinaushelfen können.

## Die „Gemeinden unter dem Kreuz" am Niederrhein.

Das zweite Bild aus der Geschichte des Gemeindegedankens soll uns in den Nordwesten Deutschlands, nach dem Rheinlande führen. Dort sind die sog. Gemeinden unter dem Kreuz berühmt geworden, weil sie lange die Feindschaft der Römischen standhaft in schweren Verfolgungen ertragen haben. Die römische Priesterschaft und der spanische Herr des Landes haben alles getan, was sie konnten, um die Gemeinden zu vernichten; sie haben aber nur fertig gebracht, daß sie sich den schwierigen Umständen immer besser anschmiegten und dadurch nicht nur sich selber erhielten, sondern auch den Nachfahren ein Bild von evangelischen Gemeinden hinterließen, das wie Sulze, der noch näher zu behandelnde Fürsprecher des Gemeindeideals in neuerer Zeit sagt, die wertvollste Schöpfung der Reformation auf diesem Gebiete ist. E. Simons hat weitern Kreisen durch seine Schriften und durch den Abdruck der Berichte über die Verhandlungen der niederrheinischen Synoden und Gemeinden einen Einblick in diese Art evangelischen Lebens eröffnet. Er läßt auch erkennen, wodurch sie, natürlich auf Grund ihrer geschichtlichen Bestimmtheit, genötigt wurden, zu werden, was sie geworden sind. Wenn es die Verfolger nicht zu verhindern wußten, daß der Prediger, der Diener genannt, ständig bei seiner Gemeinde weilte, so waren Männer aus der Gemeinde gezwungen, an seine Stelle zu treten. So ist oft eine bestimmte geschichtliche Lage der Anlaß, daß ein in einer Gemeinschaft liegender Grundgedanke zur Erscheinung und zu kräftiger Wirkung kommt. Es ist für jeden, der auf anderm Boden groß geworden ist, von Wert, sich einmal in dieses ganz andersartige Fühlen und Arbeiten hineinzudenken. Die Gemeinden alle waren in vier Klassen (Synoden, Ephorien) eingeteilt, die sich durch selbstgewählte Leiter regierten. Sie sollten sich durch ihre Prediger in ihren Anfechtungen gegenseitig stärken und so den Gewinn zuführen, der dem einzelnen Glied daraus erwächst, daß es einem großen Ganzen angehört. Aehnliches gilt auch von den Gemeinden selbst. Ihre Leitung war den Aeltesten in die Hand gegeben. Diese zerfielen echt im Geist des Neuen Testamentes in solche, denen die Verkündigung des Wortes, und in solche, denen die Aufsicht samt der Unterstützung der Bedürftigen

überantwortet war. Dieser Unterschied fiel aber durchaus nicht mit dem uns geläufigen von Pfarrern und Laien zusammen. Es hatten die Aeltesten, die keine Theologen waren, in der dienerlosen Zeit auch die Aufgabe, vorzulesen und zu verkündigen, wie diese selber, im Gottesdienst der Gemeinde. So war das Kollegium der Aeltesten wirklich das Haupt der Gemeinde und der Träger alles dessen, was in ihr von christlicher Arbeit geschah. Diese bestand außer der Verkündigung des Wortes vor allem in der Kirchenzucht und in der Armenpflege, also in geistlicher und leiblicher Versorgung aller notleidenden Glieder. Um diese besser durchführen zu können, war die Gemeinde in Quartiere eingeteilt, also in so viele Bezirke, wie es Aelteste gab, weil jeder von diesen einen Bezirk zu übernehmen hatte. Er hatte ihn dann wöchentlich zu besuchen und nach allen zu schauen, die irgend der Zurechtweisung oder der Hilfe bedurften. Dann brachte er im sog. Konsistorium, also in der Versammlung der Aeltesten, die in der Regel wöchentlich an einem bestimmten Tage abgehalten wurde, vor, was er zu berichten und anzuregen hatte; hier wurde die Angelegenheit entschieden und wieder dem Aeltesten übertragen, den Beschluß der Versammlung auszuführen. So war dieses Konsistorium der Mittelpunkt des ganzen Lebens der Gemeinde. Hier lief alles zusammen, was sich nur in ihr von religiös und sittlich wichtigen Dingen ereignete; und von hier gingen wiederum alle Fäden der Pflege und der Arbeit in die Gemeinde aus. Man beriet über solche Aufgaben, während häufig zwei Diakone Wache halten mußten, damit man nicht von dem lauernden Feinde überrascht würde.

E. Simons hat die Protokolle der Sitzungen der reformierten Gemeinde in Köln aus den Jahren 1572—94 herausgegeben und damit einen geradezu köstlichen Einblick in das Kleinleben einer solchen Gemeinde und in die Kleinarbeit ihres Kollegiums der Aeltesten eröffnet. Es ist eine beständige, gleichmäßige Arbeit kluger tüchtiger Männer an ihrer Gemeinde und allen ihrer Glieder, die ihrer bedürfen. Es erhebt, wenn man zusehen kann, wie viel Mahnung und Warnung, wie viel Trost und Hilfe von ihnen in die Gemeinde hinausgeht. Hier wird wirklich geschafft und sicher auch manches erreicht. Man bekommt so einen lebendigen Begriff davon, was sich Menschen untereinander und was die Leiter einer Gemeinde ihren Gliedern an Leib und Seele sein können. Dieser Eindruck von wirklicher Arbeit wird durch die so knappe und phrasenlose Sprache der Berichte nur verstärkt. Es sei erlaubt, einige Punkte aus solchen Protokollen beliebig herauszugreifen, und zwar nur solche, die ganz gewöhnliche Dinge betreffen, wie sie immer den Gegenstand der Beratung und der Fürsorge bilden. Da wird etwa beschlossen, der Diakon soll in seinem Quartier die Steuer für die

Armen einsammeln. Oder es soll der und der Aelteste einmal nach der und jener Frau in seinem Quartier sehn, bei der etwas nicht in Ordnung ist. Oder es soll einer diesen Mann in seinem Bezirk über sein Leben und Wandeln vernehmen. Oder es wird einem andern Geld überwiesen, das er an ein Glied seines Quartiers um dessen „langweiliger" Krankheit willen besorgen soll; dazu aber soll er ihn stärken und vermahnen. Oder es soll ein Aeltester jemand aus seinem Bezirke zur Vermahnung fordern, damit er seine Sünde vor der Gemeinde bekenne. Jemand anders soll aufgefordert werden, sich zur Lehre der Christen zu halten; wieder ein anderer soll durch seinen Aeltesten davor gewarnt werden, wieder katholisch zu werden. Die Uneinigkeit zwischen zwei Gliedern der Gemeinde bildet den Gegenstand, der einem Aeltesten, in deren Quartier sie wohnen, aufs Herz gelegt wird. Birbaums Magd endlich, die bisher dem Presbyter X befohlen war, wird jetzt dem Presbyter Y überwiesen. Und so geht es fort, von einem Protokoll zum andern; an jedem Sonntag wird so die ganze Lage der Gemeinde und ihrer Glieder geprüft und beschlossen, was zu ihrem Besten zu tun sei. So antwortet die sehr wache Vertretung der Gemeinde auf alles, was sich in ihr von Sünde und Elend aller Art finden mag; sei jenes Wucher oder Streit oder mangelnder Sinn für den Gottesdienst der Gemeinde und die Gefahr des Uebertritts, sei dieses Armut und Krankheit oder sonst eine Not und Gefahr. Es wird nicht nur in diesen Gemeinden gepredigt, das Sakrament ausgeteilt und unterrichtet, sondern es wird auch im Namen der Gemeinde geholfen, wo Hilfe Not tut. Und der Pfarrer ist nicht der, der alles zu tun hat, während die Gemeinde bloß das Gebiet seiner Arbeit bedeutet, sondern diese Gemeinden wissen, daß sie selber die Hauptsache sind; die Gemeinde ist auch Trägerin der Arbeit, die an ihr stattzufinden hat, und sie zieht den Pfarrer in diesen Dienst hinein, der vor allem die Aufgabe der Erwählten der Gemeinde ist. Die Aeltesten wissen sich verantwortlich für das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde, der sie vorgesetzt sind. Dazu ist es nicht der Einzelne, der die Hauptsache in diesen beiden Beziehungen bildet, sondern die Gemeinde als Gemeinschaft steht voran. Sie ist als Ganzes und nicht als Summe von so und so viel Einzelnen vorhanden, also ein Organismus, der wie ein Leib aus Gliedern besteht, aber auch diese Glieder umfaßt und trägt. Darum fehlt es natürlich auch nicht an äußeren Kennzeichen dieser Zusammengehörigkeit und Mitteln zu ihrer Pflege, etwa an einem Verzeichnis der Gemeinde, wie auch die Zugezogenen von ihrer Gemeinde ein Kirchenzeugnis mitbringen müssen. Es sind eben nicht die Einzelnen Gegenstände der Tätigkeit des Pfarrers und Besucher des Gottesdienstes, sondern Mitglieder eines Gemeinwesens, das eher war und wichtiger

ist als sie, mag es auch natürlich um ihrer selber willen da sein. Die Gemeinde hat sich ums leibliche und seelische Wohl ihrer Glieder durch erwählte Vertreter tätig zu bekümmern — das ist der Sinn, der diesen Gemeinden inne wohnt. Sie tut es, indem sie eine Organisation schafft, die die Arbeit an ihnen ordnet und zusammenfaßt, wie der Leib durch Adern und Nerven seine Teile in Ordnung hält und fördert.

Wie ganz anders waren die meisten Gemeinden Norddeutschlands eingerichtet! Hier hieß es nicht Gemeinde, sondern Kirche. Der Pfarrer, der im wesentlichen die Kirche darstellt, hatte das Amt des Wortes, zu dem auch das Sakrament gerechnet wurde. Dazu hatte er den Unterricht und als das Erbe des Pietismus, die Seelsorge an den Einzelnen. Er war es, der alles zu besorgen hatte, Laien spielen in diesen Kirchen keine Rolle. Sie sind nur Gegenstände, nicht Träger der kirchlichen Arbeit. Nur der Amtmann hatte als Vertreter des Staates noch in der Kirche zu sagen, neben dem Superintendenten, der die geistliche Seite der Behörde vertrat. Armenpflege hatte die Kirche nicht zur Aufgabe; das besorgte alles die bürgerliche Gemeinde und der Staat. An diese beiden Größen lehnte sich alles, was Kirche im Großen und Kleinen heißt, willig an. Und sie konnte es auch, weil zwischen beiderlei Größen grundsätzlich Eintracht herrschte. War doch die Kirche von dem Landesherrn errichtet worden, wie er auch die Reformation eingeführt hatte. So nahm er ihr alle Geschäfte der Leitung und des Unterhaltes ab und behandelte sie als einen selbstverständlichen Teil der Verwaltung des ganzen Staates, wie auch die bürgerlichen Gemeinden in den Städten mit ihrer Kirche verfuhren. So gestaltete sich in der Sonne der Gunst des Staates oder des Magistrats das Leben der Kirche gerade so passiv, wie sich unter entgegengesetzten Verhältnissen das Leben der eben geschilderten Gemeinden tätig und selbständig gestaltete.

Diesen so verschiedenen geschichtlichen Ausgangspunkten beider Arten von Kirchenwesen lagen nicht nur andersgeartete Verhältnisse, sondern auch andere Ideen zugrunde. Kam es den Gemeinden dort darauf an, in ihrem ganzen Umfang das Gesetz und die Herrschaft Gottes unmittelbar anzubahnen und durchzusetzen, so stand hier im Vordergrund der Geist Gottes, der durch das Wort im Glauben wie ein Sauerteig mittelbar wirken sollte, was Gott gefiel. Die andern Gebiete des Lebens waren darum hier ebenso völlig ihrer Selbständigkeit überlassen, wie sie dort Gegenstand der kirchlichen Fürsorge blieben. Das hängt wieder mit tiefen Grundanschauungen zusammen. Von Luther her hatten Staat und bürgerliche Gemeinde ihre Weihe als selbständige Größen mit eignem Rechte erhalten, und die patriarchalische Verfassung

der Staaten Norddeutschlands sorgte dafür, daß sie die Hand über der Kirche hielten und kein eignes selbständiges Leben in ihr aufkommen ließen. Jene Gemeinden am Niederrhein aber stammen aus dem Geiste Zwinglis und Calvins und haben ihre Wurzeln in dem republikanischen Wesen der Schweiz, das die einzelnen Bürger dazu zwang, sich selber um die Angelegenheiten der Gemeinschaft zu bekümmern. Dazu war auch der reformierten Kirche ein Geist der Organisation von innen her mitgegeben, während die lutherische sich „leidsam" alles von den andern Veranstaltungen des gemeinsamen Lebens besorgen ließ.

So haben wir hier gleichsam eine ganz andere Idee von Kirche als in der den meisten so gewohnten lutherischen Art. Daß es nicht für alle Zeiten in dieser liegt, den andern Typ von Kirche zu verwirklichen, ohne daß es möglich wäre, jenen Geist der Selbsttätigkeit aufzunehmen, sieht man daran: in Köln gab es neben der reformierten noch eine lutherische Gemeinde, die sich wenig, was diesen Punkt angeht, von ihrer Schwesterkirche unterschied. Im Ganzen verhielt sich aber die lutherische ablehnend gegen diesen Geist. Erst im vorigen Jahrhundert brach er sich auf einmal gerade in ihr Bahn, um so mehr, als sie ihn besonders nötig hatte. Da wurden Forderungen aufgestellt, die jedem, der in jener rheinischen Kirche aufgewachsen war, etwas ganz Selbstverständliches dünkten; von ihnen soll nachher die Rede sein.

## Die Gemeinde der schottischen Freikirche.

Wie der reformierte Geist der Gemeindeleitung weiter in die Welt hineinging, liegt ebenso am hellen Tag der geschichtlichen Entwicklung, wie seine Entstehung selbst. Zeigt uns diese wie jene, daß etwas von solchen Einrichtungen auch geschaffen werden kann, wie es in den siebenbürgischen Gemeinden altes Erbe von Sitten war, so macht das Mut, etwas aus der Geschichte, wenn auch den Verhältnissen entsprechend, zu entnehmen und organisatorisch auszugestalten. Das wird natürlich um so schwerer sein, je mehr der Geist der Kirche und der Landschaft, in der man arbeitet, jenem entgegengesetzt ist; wenn nicht, wie bemerkt, gerade die Not der einseitigen Verfassung der Gemeinde nach dem Heilmittel des Gegensatzes ruft. Es soll nun noch ein Blick auf eine Gemeindeverfassung neuerer Art geworfen werden, die es anschaulich macht, wie man in dem vergangenen Jahrhundert, freilich auf Grund von entsprechender Ueberlieferung, selbsttätige Gemeinden eingerichtet hat. Dazu lenken wir den Blick auf die schottische Freikirche, die sich vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts darum von der Staatskirche losgelöst hat, weil das Patronatsrecht das Recht der Gemeinde, frei ihren Pfarrer zu wählen, einschränkte

und damit ihrer Selbständigkeit eine schwere Einbuße zufügte. Dieser Wurzel entspricht es, wenn die Gemeinden jener Freikirche eine möglichst große Selbsttätigkeit auf allen Gebieten entfalten. Dort ist der Gedanke ganz und gar selbstverständlich, daß nicht der Pfarrer, sondern daß die Gemeinde die Kirche ist. Sie ist die Trägerin der Arbeit, die an ihr selber zu geschehen hat, damit sie werde, was sie ist, eine christliche Gemeinde. Zu diesem Zweck hat man die Gemeinden möglichst klein gestaltet; denn nur so kann sie sich als lebendigen Organismus fühlen und mit wirklicher Empfindung für Gemeinschaft durchdringen. Und nur so ist die religiöse Erziehung ihrer Glieder möglich, auf die alles abgestellt ist.

Auch hier sorgt der Gemeindekirchenrat mit dem Pfarrer für das geistliche Wohl der Gemeinde und berät alle Angelegenheiten ihres gottesdienstlichen und gemeindlichen Lebens. Auch hier findet der Gedanke der Kirchenzucht eine oft strenge Verwirklichung, und die Seelsorge ist eine Aufgabe auch der Aeltesten, die mit dem Pfarrer zu arbeiten haben. Denn jeder von ihnen hat seinen Bezirk mit etwa 20 Familien, die er jährlich dreimal zu besuchen hat. Sie teilen dann dem Pfarrer die Ergebnisse ihrer Erkundigung mit und machen ihn aufmerksam auf Krankheit und sittliche Notstände, die sie vorgefunden haben. Sie helfen auch mit bei dem Abendmahl, wie sie vorher die Karten auszuteilen haben, die zu seinem Besuch berechtigen. So stellen sie schon einen Geist der Zusammengehörigkeit dar und vertreten die Macht der gegenseitigen Erziehung zum christlichen Leben, wie es der Idee dieser Gemeindeart entspricht. Neben diesen Aeltesten stehen die Diakonen, die das Vermögen zu verwalten haben; damit nehmen sie dem Pfarrer eine sehr große Last ab, worum mancher deutsche seinen schottischen Kollegen beneiden dürfte. Sie sammeln auch in dem Gottesdienst die Kollekte für eine Reihe von besondern Zwecken ein, wie etwa die Pflege der Jugend, die Gemeinden im Ausland oder arme Gemeinden in der eignen Kirche, also für Dinge, die sonst häufig ein Verein zu übernehmen pflegt. Dafür tritt dort die Gemeinde als Mittelpunkt und Trägerin der ganzen Arbeit der Kirche ein. Auch die Hauskollekte für die Zentralkasse der Kirche und für die äußere Mission haben die Diakonen einzusammeln.

So sucht man alle Kräfte zu entfalten, die in der Gemeinde vorhanden sind. Darauf daß dieses geschieht, steht die ganze Freikirche, nicht nur die Gemeinde. Sie hat weder Superintendent noch Konsistorium, und es geht auch so. Denn ausgesprochen ist der Widerwille gegen jede Bevormundung von außen; nur von den Organen läßt man sich leiten, die man selber gewählt hat. Freilich findet dieser Freiheitsdrang sein Gegengewicht an dem selbstverständlichen Gehorsam gegen die Ordnung und Sitte, wie

sie das Leben der Gemeinde aus ihrem innersten Geist heraus regeln sollen. So wird die Herrschaft der Willkür verhindert und jeglichem Individualismus die Macht genommen. Dieses starke Bewußtsein, für alles verantwortlich zu sein, was die Gemeinde angeht, schützt eine solche lebendige Gemeinde auch davor, daß der Pfarrer sich in der Liturgie und sonstwie Willkürlichkeiten erlaubt, die sonst erst ein Kirchenregiment zu ahnden hätte. Vielleicht entbehrt dieser dafür auch des Schutzes, den ihm ein solches gegen eine törichte und verkehrte Gemeinde gewähren könnte.

So haben wir also auch hier eine Kirche, in der die Laien eine Hauptrolle spielen. Wie groß sie ist, das kann man sich als deutscher Pfarrer und Kirchenvorsteher wohl am besten aus der erwähnten Sitte klar machen, daß sie dem Pfarrer beim Abendmahle helfen, ja daß sie es ihm sogar selber zu reichen haben. Daran kann man sich den ganzen Unterschied vor Augen führen, der zwischen den schottischen und den heimischen Verhältnissen besteht. Natürlich ist damit, daß wir dieses anführen, nicht gesagt, daß solches alles ohne weiteres bei uns einzuführen sei; aber es schadet nichts, wenn man sich als Ergebnis geschichtlicher Erkenntnis und der Umschau auf andern Gebieten klar macht, daß es auch noch etwas anderes in der Welt gibt und also auch noch etwas anderes möglich bleibt, als das, was man von Jugend auf gewöhnt ist.

Es gibt zwei feine Bücher mit Erzählungen, die das Leben in einer schottischen Landgemeinde darstellen. Sie heißen „Beim wilden Rosenbusch" und „Altes und Neues aus Drumtochty" von Maclaren. Diese geben ein gutes Bild von der selbständigen Art des kirchlichen Lebens, wie es den eben entwickelten Grundsätzen entspricht. Um wieder nur ganz kleine Züge anzuführen: als sich Flora Campbell verfehlt hat, ist es ihr Vater, der Kirchenvorsteher, der in der Sitzung beantragt, ihren Namen in der Liste der Gemeinde zu tilgen, worauf ihm die Margaret ins Gesicht sagt, daß er mit seiner Unbarmherzigkeit der größere Sünder sei. Die Gemeinde versammelt sich immer vor und nach den Gottesdiensten auf dem Kirchhof, wo alles beraten wird und wo sich ihre Meinung über dies und jenes bildet und befestigt. Jedes Ereignis und jede neue Person in der Gemeinde wird besprochen, und aus den Ansichten kristallisiert sich langsam ein Urteil heraus, wie es der Gesamtstimmung entspricht, wobei es natürlich an Gegensätzen nicht zu fehlen braucht. Man hat von dem Buch den Eindruck, daß es eine Gemeinde schildert, die wirklich ein ganz persönliches Gesicht hat. Es herrscht in ihr ein bestimmter Gemeindegeist, wie er aus einer Verbindung des christlichen Geistes mit dem des Ortes hervorgegangen ist. Dieser erzeugt

sich immer aufs neue, indem er sich auf den Nachwuchs und die Zugezogenen verpflanzt. So bekommt man den Eindruck von einer überpersönlichen Macht, die das Beste tut, um die Menschen in den Bereich eines höhern Lebens hineinzuziehen. Nur in diesem Geiste haben alle Sitten und Ordnungen ihre Wurzel, wie sie freilich auf der andern Seite auch seinen besten Schutz bedeuten.

## Das Sulzesche Gemeindeideal.

Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts hat der Dresdener Pastor Sulze begonnen, für ein Ideal einzutreten, das er das der lebendigen Gemeinde genannt hat. Er ist damit so weit durchgedrungen, wie es wenig großen praktischen und organisatorischen Gedanken vergönnt ist. Damit hat er sich ein Verdienst erworben, das kirchengeschichtlich ist. Er kam von ganz neuzeitlichen Beweggründen aus auf diese Bahn. Einmal jammerte es ihn der Massen, die in der Großstadt ohne kirchliche Pflege und ohne Kirchenanschluß dahinlebten. Hatten sie solches in ihrer dörflichen Heimat gehabt, so kümmerte sich in den Massengemeinden der Großstadt niemand mehr um ihre Seele. Hier liefen bloß die einzelnen Pfarrer, oft durch die ganze Stadt hindurch, ihren Anhängern nach, die ihre Personalgemeinde bilden. Wer zu keinem Pfarrer gehörte, der ging leer aus. Zwar konnte man taufen und die andern kirchlichen Verrichtungen vollziehen lassen, wie man auch in die Kirche gehen konnte, wohin man wollte; aber es fehlte der Halt an einer Gemeinschaft, die die Einzelnen trug und schützte. Von da aus kam Sulze dazu, zu fordern, daß kleine lebendige Gemeinden angestrebt wurden, die sich um Leib und Seele ihrer Mitglieder kümmerten, anstatt daß es dem Zufall überlassen blieb, ob sich ein Pfarrer und ein Gemeindeglied zusammenfanden. In solchen Gemeinden sah Sulze das einzige Heilmittel, wie es dem neuern Protestantismus entsprach, der von der Kraft des Wortes an sich und dem Sakrament nicht mehr so viel halten konnte, wie das früher geschehen war. So hat er denn als das Kennzeichen einer wahren christlichen Gemeinde dies zwiefache aufgestellt: es haben sich einzelne Gemeindeglieder der andern nach Leib und Seele anzunehmen; Liebestätigkeit und gegenseitige Seelsorge gehören zu einer Gemeinde, und ohne sie ist es keine solche. Von hier aus hat er ganz folgerichtig alles durchgedacht, was es an christlichen und kirchlichen Gedanken und Gewohnheiten gab; alle Begriffe, wie Gemeinde, Predigt, Gottesdienst; den Kirchenbau, das Gemeindehaus; die Aeltesten, Gemeindevertreter und manches andere hat er so zu gestalten versucht, wie es jenem Ideal entspricht. Von all seinen Gedanken ist am meisten der der übersehbaren Gemeinde und der der Seelsorgebezirke für den einzelnen Pfarrer durchgedrungen. Wo es noch

keine solche gibt, da wird es allgemein als üble Unterlassung empfunden. So das Gewissen einer Zeit zu beeinflussen, ist immer das Verdienst eines größeren Geistes. Daß er bei allem, was er plante, daran gedacht hat, die selbständige Arbeit der dazu fähigen Glieder der Gemeinde heranzuziehen, versteht sich von selbst; dazu hat er seine Hausväter bestimmt, die sich in der Weise der reformierten Gemeindevorsteher um ihren Bezirk bekümmern und dann nach gemeinsamer Beratung mit dem Pfarrer selbständig die Fürsorge für Gemeindeglieder in der Not übernehmen sollten. Sein Geist hat weithin gewirkt; nicht nur praktisch sind seine Ratschläge befolgt worden, sondern man hat auch seine Gedanken selbst weiter verfolgt und ausgebaut. So ist ein Gemeindetag entstanden, der sich die Aufgabe gesetzt hat, in seinem Geiste zu arbeiten; der Gemeindetag gehört gegenwärtig zu den besuchtesten Veranstaltungen des kirchlichen Lebens. Auf ihm treffen sich Pfarrer der verschiedenen Richtungen mit Kirchenvorstehern aus allen Gegenden und allen Ständen. Ihn beherrscht die Hoffnung, daß wir auf dem Weg dieses Gemeindegedankens in unserm kirchlichen Leben weiter kommen können. Sicher kommt dieser Hoffnung nicht nur das weithin herrschende Bedürfnis nach einer tragenden Gemeinschaft, sondern auch die Wandlung in unserm Geistesleben entgegen, die nicht mehr die Krone des Daseins darin zu erblicken erlaubt, daß man sein Ich auslebe, wie es diesem gerade gefällt, sondern die wieder auf die Gemeinschaft als die dem Einzelnen übergeordnete Größe weist.

Es sei daran erinnert, daß diese Bilder keine Vorbilder sein sollen, sondern nur im Ganzen veranschaulichen, worum es sich handelt. Sie haben allerlei Gemeinsames. In allen ist etwas von G e m e i n g e i s t zu spüren. Daneben spielt auch die überlieferte S i t t e eine Rolle. Besonders aber fehlt es nicht an einer bestimmten O r d n u n g des gemeinsamen Lebens, die zumal die Arbeit der hervorragenden Glieder an den andern regelt, die ihrer bedürfen. Diese drei Dinge sollen nun ausführlicher besprochen werden. Für die Frage, welche „Lehren" sich für uns aus der ganzen Erörterung ergeben werden, ist ein zwiefaches nicht ohne Wert: einmal sind die zuerst genannten Gemeinden sicher in einer Bedrängnis gewesen, die sie zwang, alle Kraft zusammenzunehmen und zu entfalten, was in ihnen ist von schützenden und fördernden Mächten. Dann aber sind im Ganzen alle genannten Gemeinden eigentlich solche in der Zerstreuung; sie wohnen nicht auf einem Raum, den sie mit andern teilen müssen. Dazu ist die Freikirche auch aus dem Entschluß Einzelner geboren und wird durch ihn erhalten, die sich zu ihr bekennen und halten. Es ist also nicht die weithin auf demselben Raum ohne andere Elemente hingebreitete Gemeinde, wie

sie im lutherischen Norden noch so vielfach zu finden ist und auch vielfach das Denken der Gemeinde und Kirche bestimmt.

## Das Wesen der lebendigen Gemeinde.

### Die Sitte.

Die erste unter diesen Kräften, die ein gemeinschaftliches Leben zusammenhalten, ist die Sitte. Sie ist eine sehr bedeutende, aber in ihrem Rechte nicht unbestrittene Macht. Man mag sich ihr Wesen an den Gemeinden in Siebenbürgen zum Bewußtsein bringen. Sie reicht immer sehr weit in die Vergangenheit hinauf und ist überall da zu finden, wo eine Bevölkerung schon lange ansässig ist; denn Sitte kommt von Sitzen, wie auch in der griechischen Sprache derselbe Zusammenhang besteht zwischen dem Wort, das Sitzen, und dem, das Sitte bedeutet, von welch letzterem die Lehnwörter Ethisch und Ethik herkommen. Ansässige Leute, also Bauern, Handwerker und Bürger, entwickeln und pflegen Sitte. Gewisse Gewohnheiten des alltäglichen Lebens nämlich, die der Einzelne und die Gemeinschaft ausübt, werden allmählich zu Mächten über sie. Sie vollziehen sich von selbst und werden selbstverständlich; man tut einfach so, weil man immer so getan hat. Die Sitte nimmt dann den Einzelnen mit und zwingt ihn; es „sitzt" ihm in Fleisch und Blut; und wenn er auch nicht anders könnte, als sie will, so müßte er doch, weil man ihn von außen her, von seiten der Nachbarn und der Gemeinschaft darauf hin ansieht. So gab es immer religiöse Sitte neben all den andern Arten von Sitte des Lebens. Man hielt das Tischgebet und betete den Abendsegen; man ging und geht auch noch alle Sonntage oder alle vierzehn Tage zur Kirche. Den Kranz dürfen nur gewisse Paare bei der Hochzeit tragen; zu einer Beerdigung geht aus jedem Haus eines mit; und an einer bestimmten Stelle in der Nähe des Kirchhofs setzt das Weinen und Geschrei der Weiber ein. Nach der Geburt des Kindes geht die Mutter zuerst aus, wenn sie in die Kirche geht; man tauft aber nicht mehrere Kinder in demselben Taufwasser, weil dann eines von ihnen zuerst stirbt. Man feiert sein Ostern mit dem Abendmahl; die Männer oder die Alten gehn Weihnachten und Pfingsten, die Weiber oder die Jungen gehn Ostern und Erntedankfest zur heiligen Feier. — So gibt es der religiösen und kirchlichen Sitten gar viele, wo sich in geschlossener Gemeinschaft und in unversehrtem Zusammenhang der Geschlechter, das Erbe der Väter mit ihrem Hausrat fortgepflanzt hat.

Die neue Zeit aber war keine Zeit des Sitzens, sondern der Bewegung. Sie hat nicht nur die Sitte mannigfaltig zerstört, son-

dern auch ihre Hochschätzung angetastet. Sie forderte an ihrer Stelle die persönliche freie Entscheidung des Menschen, auch des frommen, nicht ohne Gegensatz zur toten Sitte. Sie wollte, daß zumal der Glaube und die Frömmigkeit lebendig und persönlich sei; der Mensch solle sich sein Leben nicht machen und formen lassen, sondern es selber in die Hand nehmen. Denn die Sitte sah man für etwas an, was mechanisch und unpersönlich sei; dazu wirkte sie in demselben Maße geradezu komisch, je größer der Gegensatz zwischen dem Ernst der persönlichen Anforderung an Gemüt und Gewissen und dem mechanischen Ablauf der Handlung war. Dazu kam aber noch ein anderes, nämlich der Einfluß aller aufgeklärten Zeitbildung, wie wir sie vor hundertfünfzig Jahren und wieder vor fünfzig Jahren etwa eintreten sahen, wenigstens was die Breite der Bevölkerung angeht. Der größte Bestand der Sitte wurde, und das nicht mit Unrecht, als Rest altheidnischer oder wenigstens katholischer Gewohnheit erkannt und darum als dumpf und unterchristlich abgelehnt. Wie in allen großen führenden Geistesbewegungen trat ein höheres Ideal auf: Persönlichkeit statt Sitte, selbständiges Leben statt des Lebens im Selbstverständlichen, Geist statt toter Gewohnheit, folgerichtiges christliches Leben statt halben Heidentums.

Diese beiden großen Bewegungen, die wirtschaftliche, die sich an die Industrie knüpft, und die geistige, die Aufklärung heißt, haben die Sitte zerschlagen oder wenigstens verkommen lassen. Teils hat sie andere Gewöhnung, teils auch der Fluch der Lächerlichkeit getötet, wo nicht bewußt ein anderes Ideal persönlich geistigen Lebens ihr die Wurzel abgeschnitten hat. Die meisten, zumal die ältern unter uns, haben sich an diesem Kampf als junge Draufgänger beteiligt. Dabei glaubten wir, nicht ohne Recht, alle guten Geister unsrer großen Vergangenheit, von den Propheten an bis zu den Führern der Aufklärung, auf unsrer Seite zu haben. Wir wollten Leben erwecken helfen, indem wir die tote Sitte bekämpften. Aber was haben wir angerichtet? Mit der üblen Sitte, wie sie etwa bei manchen häuslichen Festen zu Ausschreitungen führte, haben wir auch die gute ausgerottet und mit dem Spalier das Obst zerschlagen; mit der Gewohnheit sank auch leicht die Sache selbst und ihr regelmäßiger Vollzug dahin. Wir haben zwei Dinge übel verwechselt: die noch tote, in der Sitte liegende Möglichkeit zum Leben und den geistigen Tod selber. Wir haben jene als Tod bekämpft, und vielleicht ein paar Leute zum persönlichen Leben erweckt; dafür haben wir den wirklichen Tod genährt, weil wir die Möglichkeit zum Leben vernichtet haben. Gewiß, es mag schrecklich sein, als lebendiger moderner Mensch oder gar als ein solcher Pfarrer in einer Gemeinde zu leben, in der alles, und zumal das

Innerlichste, am Schnürchen der Gewohnheit geht. Aber noch schrecklicher ist es doch, wenn es überhaupt nicht mehr geht. Es ist eher möglich, aus einem Gewohnheitschristen Leben zu erwecken, als aus wirklichem Tod Leben hervorzurufen. Wir haben weithin Atome in den sog. Gemeinden, ohne Ueberlieferung, ohne Zusammenhang, ohne Gewohnheit und auch ohne viel freie Entscheidung für das, was heilig und gut ist.

In dieser Lage haben wir wieder gelernt nach dem Jugendland der Sitte auszuschauen. Wir haben ihr Wesen zu ergründen versucht und haben gefunden: sie ist keine üble Regel für das einzelne Leben, und sie hat es zugleich auch mit der Gemeinschaft zu tun. Sie ist fast immer ein Ausdruck dafür, daß der Mensch in einer Gemeinschaft lebt. Denn so wie die Sitte vorschreibt, tun sehr viele oder tun alle; und dann ist sie auch oft geradezu, wie jene Gemeinden in Siebenbürgen zeigen, auf die Erhaltung und Pflege der Gemeinschaft gerichtet. Sie ist ja zumeist kultischer Art und hängt dann oft mit der eignen Seligkeit des Einzelnen zusammen; aber auch dann ist sie noch Ausdruck gemeinsamen Glaubens zwischen den Lebenden und den frühern Geschlechtern. Wertvoller aber ist sie noch, wenn sie die sittlichen Verbindungen zwischen den Menschen darstellt und anregt. Mag man auch etwa über den Kratzfuß beim Abendmahl denken, wie man will; er ist doch noch ein, wenn auch im Bewußtsein halb versunkener Rest der Ehrfurcht, wie eine Boje zeigt, wo ein Schiff untergegangen ist. Aber die Sitte, sich vor dem Abendmahl um Verzeihung zu bitten, ist immerhin eine Möglichkeit, daß es ernstlich geschieht; während es da gar nicht mehr geschieht, wo diese alte Sitte abgeschafft worden ist.

Und wir wissen, daß nicht nur die Jugend und das Volk die Sitte haben und brauchen; sondern die sog. Gebildeten können auch nicht gut ohne sie sein. Wir haben etwas tiefer in die Bedingungen des seelischen Lebens hineinschauen gelernt, und zwar von der Biologie aus. Wir wissen nämlich, daß der Leib sehr vieles mechanisch erledigt, was er oft besorgen muß, wie etwa das Gehen oder Essen. Es bedeutet eine Ersparung von Kraft, wenn wir unser Bewußtsein dabei ausschalten und auf andere Dinge richten können. Mag davon die Religion nur einen zweifelhaften Gewinn zu ziehen scheinen, weil sie nichts Höheres über sich hat, um dessetwillen sie dürfte mechanisch abgemacht werden; sie lebt doch weithin von der Arbeit und den Veranstaltungen der Kirche, die eine Ermöglichung für sie bedeuten. Dazu aber kommt noch eines. Wir glauben tatsächlich nicht mehr, daß der bewußte Augenblick in der Religion oder im Glauben und in seinem Leben der höchste sein müsse. Vielleicht steht es noch darüber, wenn wir

ganz unbewußt und von selber auf die Begebenheiten des Lebens, die uns berühren, religiös oder sittlich antworten; und zwar aus der Tiefe unsers Wesens heraus, das nicht Bewußtsein, sondern unbewußtes oder „unbedachtes" Leben ist. Wenn etwas hier „sitzt", dann ist es in Fleisch und Blut übergegangen; so ist vielleicht am meisten erreicht, was im Propheten Jeremia als das Gesetz bezeichnet wird, das Gott ins Herz geschrieben hat; von ihm ist dann der Geist gar nicht mehr so sehr unterschieden.

Sicher haben wir an all diesen unter- oder auch vielleicht überpersönlichen Mächten einen Anlaß und eine Hilfe, bewußt zu handeln, wenn solches nötig ist, wie etwa in schwierigen Fällen des Lebens, wo mehrere Anstöße unser Handeln erwecken sollen.

Darum muß man also der Sitte gegenüber vorsichtig sein. Unsitte ist natürlich die Sitte geworden, wo sie mit unsern sittlichen Maßstäben oder unsern religiösen Grundsätzen unrettbar zusammenstößt. Das Fasten vor dem Abendmahl, die Angst vor der Taufe mehrerer Kinder in einem Taufwasser, solche Dinge braucht man nicht zu erhalten und darf es auch nicht; denn hier ist eine andere Religion wirksam. Aber anderes ist und bleibt wertvoll. Es schadet z. B. gar nichts, wenn auch in eine Industrie- oder Handelsstadt hinein die alte Mittagglocke oder das Abendgeläut erschallt, wie es früher war, als sie noch rein von Bauern bewohnt wurde. Sicher hat solches Geläute, mag es auch wenig praktischen Wert mehr haben, etwas mehr Gemütswert als die pünktlichen Dampfsirenen der Fabriken. In solchen alten sinnbildlichen Bräuchen, die uns desto anziehender werden, je mehr sie verschwinden, wie anderes von dieser Art auch, stecken die starken unwägbaren Kräfte, von denen wir seelisch mehr leben als von bewußten Erkenntnissen. In dieser Beziehung haben wir uns darum geweigert von der katholischen Kirche zu lernen, weil dort gar zu leicht das Sinnbild zum Sakrament und der Brauch zum heilwirkenden Gesetz geworden ist.

Aber wie? Könnte sich nicht neue Sitte bilden? Sitte, die zur Selbstverständlichkeit macht, was von uns an kirchlichem und religiösem Gut errungen oder erstrebt wird? Wäre das nicht eine Hilfe für weiteres Arbeiten, wenn es einfach hieße von neuen Einrichtungen und Aufgaben: So tut man —? Wenn es etwa zur neuen alten Sitte im Dorfe würde, mit dem Pfarrer zusammenzuarbeiten in allerlei Bestrebungen zur sittlichen Wohlfahrt und geistigen Bildung? Und in der Stadt, sich auch in den Dienst der kirchlichen Gemeinschaft zu stellen, um da zu helfen und zu schaffen? Wenn es zur Sitte für anständige und kluge Leute würde, aus reinem Sinn für das Volk heraus den Sinn für die Gemeinschaft zu stärken und für Kirche und Pfarrer einzutreten, statt ihn nur

zu kritisieren, und mitzumachen statt vornehm oder mit dummen Kasinospässen darüber zu lächeln? Vor allem aber kommt es darauf an, bestimmte Urteile zu schaffen und durchzusetzen, die dem Volk, auch dem gebildeten, Nachdenken und Entschluß erleichtern und ersparen: So tut man und so tut man nicht; man hilft und macht mit und die Gemeinde samt der Anstalt der Kirche sieht man als eine wertvolle Einrichtung zur Erziehung des ganzen Volkes an.

## Die Ordnung der Arbeit (Organisation).

Ist die Sitte in alter Zeit geworden, so ist die Arbeitsordnung für die Gemeinde, wie wir sie an den spätern Beispielen gesehen haben, nach Gedanken und aus Bedürfnissen planmäßig geschaffen worden. Ihr Sinn ist der: neben dem, was eigentlich die Aufgabe einer kirchlichen Gemeinde bildet, also neben Gottesdienst, Unterricht und Seelsorge, ist noch mancherlei zu schaffen; solches aber ist nicht nur die Sache des Pfarrers, sondern die von Personen aus der Gemeinde, die neben ihm stehn. Es kommt also darauf hinaus: Aufgaben, die sich neben den gewöhnlichen herausgestellt haben, sollen von Leuten neben dem Pfarrer besorgt werden. Das ist sicher für viele etwas Neues, was ausführlicher besprochen werden muß.

Vorausgeschickt muß dabei werden, daß die Arbeit, die in Predigt, Unterricht und Seelsorge samt den sog. Amtshandlungen geschieht, die Hauptsache ist. Diese muß in der Hand eines tüchtigen Pfarrers liegen, der die Leute gern hat, der das Evangelium in sich aufgenommen hat als eine lebendige Kraft und der auch etwas von seinem Amte versteht. Ohne diesen Mittelpunkt ist alle Ordnung der Arbeit der Gemeinde nichts. Wo ein solcher Pfarrer ist, wird man es nach einigen Jahren schon merken: es lebt etwas in der Gemeinde auf, was vorher geschlafen hatte. Aber warum genügt denn das nicht, daß ein solcher Pfarrer im Wort und Sakrament Geist entbindet, der Glauben und göttlich Leben weckt? — Man braucht gar nicht einmal sehr aufmerksam das Leben zu beobachten, um zu sehn, wie Glaube und Frömmigkeit allenthalben mit dem Leben und der Welt auf das innigste verwachsen und verflochten ist. In wer weiß wie viel Beziehungen steht der Mittelpunkt zu dem Umkreis. In diesem liegen die Dinge, die zum Glauben in einem mannigfachen Verhältnis stehn: bald fördern, bald hemmen sie ihn; bald sollen sie ihn zur Betätigung reizen, bald soll er sich still in sie fügen; kurz, es ist ein Hin und Her von Beziehungen zwischen Glauben und Umgebung, das nicht außer acht gelassen werden kann. Nun ist es etwas Großes an dem alten, wesentlich durch die lutherische Gesamtan-

schauung bestimmten Ideal kirchlicher Arbeit, daß sie sagt: das schert mich nicht; der Glaube ist es allein, der auch damit fertig wird; sonst ist nichts nötig. – Diese Auffassung sieht ab von jener engen Verflechtung oder glaubt, daß der Glaube von sich aus ihrer Herr werden könne. Was in jenem Umkreis aus christlichen Beweggründen etwa gegen Armut und Krankheit zu tun ist, das überläßt sie den bürgerlichen und staatlichen Mächten, die auch von Gott ihren Beruf haben.

Daneben aber gibt es noch eine andere Möglichkeit: die Arbeit der Gemeinde kann auch diese Aufgaben selber übernehmen. Dann geht sie von der Voraussetzung aus, daß sich die Arbeit an der Frömmigkeit selbst den Boden schaffen müsse, um sie zu schützen und wachsen zu machen. Darum übernimmt sie die Pflege der Armen samt der Zucht, die das Böse von der Gemeinde aus zu bekämpfen übernimmt. Sind diese beiden Dinge, Armenpflege und Zucht, von alters her Aufgaben solcher Gemeindearbeit gewesen, so liegt es sicher im Geist der ganzen Richtung, der Entwicklung der Zeit zu folgen und sich auch noch um weitere Verhältnisse zu kümmern, die nun einmal in dieser Welt von Einfluß auf den Glauben und das göttliche Leben sind, wo Leib und Seele und Geist und Stoff so innig zusammengehören. Die Sammlung der Jugend, der Kampf gegen Kino und Schundliteratur, Wohlfahrtsbestrebungen in Dorf und Stadt, Bodenreform und Wohnungsfrage, Kampf gegen Unzucht und Trunksucht — all das sind Dinge, die sich immer mehr dem aufdrängen, der statt bloß den Erscheinungen des religiösen Lebens nachzugehn, seinen Wurzeln nachdenkt. Natürlich gibt es Gemeinschaften, die solche Aufgaben übernehmen; das sind nicht nur solche aus dem sozialen und humanen Bereich, sondern auch solche aus der christlich gerichteten Innern Mission. Aber es ist die Ueberzeugung in den Kreisen, die das Ideal der lebendigen Gemeinde vertreten, daß solche Aufgaben einen wesentlichen Teil der ihr aufgetragenen Arbeit bedeuten. Denn es gibt dieser nicht nur die Möglichkeit, umfassend und tief zu wirken, sondern es verleiht ihr auch Kraft und Nachdruck, wenn sie Leib und Seele, Geist und Umwelt zu gleicher Zeit und mit gleichem Sinn umfaßt. Sie kann dann jene Arbeit aus dem Mittelpunkt heraus und die andere auf den Umkreis hin ganz anders auf einander einrichten, als wenn beide in verschiedenen Händen liegen. Dabei kann die eine praktischer und die andere seelsorgerlicher werden.

Allein man klagt: Damit verliert das Pfarramt seinen Mittelpunkt und Inhalt, ganz abgesehen noch von der Not, die daraus kommt, daß es sich unheilbar zersplittert. – Aber daraus geht hervor, daß die ganze Aufgabe nicht recht verstanden worden ist.

Es soll jene Arbeit am Umkreis ja gar nicht der Pfarrer allein machen, sondern eben andere Leute aus der Gemeinde. Gewiß ist der Pfarrer verpflichtet, alles von sich abzuweisen, was es ihm erschwert, sich geistig zu vertiefen und immer besser zu predigen und zu unterrichten. Aber damit ist all jene Arbeit nur andern Leuten zur Pflicht gemacht; sie müssen den Pfarrer entlasten. So seltsam es manchem klingen mag, der nicht weiß, was die Arbeit des Pfarrers bedeutet, weil er nur von seiner Predigt und seinem Unterricht weiß, unsere Pfarrer in der großen Stadt müssen entlastet werden von so vielem, was sie hemmt und zerstreut. Dafür aber müssen Leute aus der Gemeinde eintreten, wo es sich um all jene Arbeit handelt. Sie müssen schon in der Weise der alten rheinischen Gemeinden, die auch in den schottischen und in den Idealgemeinden Sulzes herrscht, teilnehmen an seiner Arbeit, für Leib und Seele der Einzelnen zu sorgen. Denn es ist doch nicht des Pfarrers Gemeinde, sondern es ist doch ihre Gemeinde, um die es sich handelt. Der Pfarrer geht, die Gemeinde bleibt. Es ist alles nicht sein Geschäft, sondern die Sache der Leute in der Gemeinde. Daran unsere Leute zu gewöhnen, ist die Aufgabe; das wird sehr schwer halten, wo gar kein Boden in der Sitte und Ueberlieferung einer Gegend ist; aber es darf nicht aufgeschoben werden. Wo sich der Widerstand dagegen auf Gründe und nicht auf Vorwände stützt, da steht jene geschlossene Auffassung dahinter, wie sie durch den Geist der lutherischen Kirche bedingt ist. Nun wir halten eben die andere Auffassung für richtiger und förderlicher, worüber ja weiter gar nicht zu streiten ist, weil es sich um Grundfragen handelt, über die man nie zu einem Ende kommt. Wenn wir über die praktische Ausgestaltung der Dinge selber sprechen werden, soll noch davon die Rede sein, wann die eine und wann die andere Auffassung von diesen beiden praktisch am Platze ist.

Wird aber einmal zugegeben, daß solche Arbeit nötig ist, dann ist auch nur noch ein Schritt zur Ordnung der Arbeit an der Gemeinde. Gewiß, Frömmigkeit läßt sich nicht organisieren; aber wohl das, was zu ihrer Erweckung und Pflege zu tun ist, und auch das, was sie selber zu tun hat, um andern dienstbar zu sein. Offenbar steht auch hinter diesen beiden Anschauungen ein ganz verschiedenes Bild von christlicher Frömmigkeit: ist sie das einemal seliges Ausruhen in Gott, so das anderemal Dienst der Liebe an den Brüdern. Wieder bekennen wir uns zu der zweiten Art, die mehr dem reformierten als dem lutherischen, genauer mystischen und orthodoxen Geiste entspricht. Gewiß, Organisationen können tot sein; ja sie sind es auch; das Spalier an der Gartenmauer ist auch tot, aber es wachsen lebendige Früchte daran. Es handelt sich eben darum: alles, was das Leben des Glaubens hemmt, soll beseitigt,

alles, was es fördern kann, soll geschaffen und bereitet werden; vor allem aber muß der Glaube selber etwas zu tun haben, weil er am besten aufnimmt, wenn er sich ausgibt. Muß aber einmal so gearbeitet werden, dann geht es nicht ohne Ordnung zu. Dann bringen viele Wenig ein Viel und vereinte Kräfte führen zum Ziel. Dann schützt die Ordnung davor, daß alles durcheinander geht, und jeder, der mitmacht, weiß seinen Platz, für den er verantwortlich ist. Es werden alle Kräfte herausgeholt, die vorhanden sind, um der Gemeinde Bestes zu schaffen. Dabei entfaltet sich nicht nur das Leben der Gemeinde, an der gearbeitet wird, sondern auch das derer, die selber in der Arbeit stehn. Wissen wir doch aus der Lehre von der Erziehung: nichts hilft mehr dazu einer Sache teilhaftig zu werden und sich selbst in ihr zu vervollkommnen, als wenn man tätig dabei ist. Es ist ein scheinbarer Widersinn des Lebens, der aber sehr tief gegründet ist: durch Arbeit und Tätigkeit nehmen wir auf und nehmen wir zu. Lebt Glaube in der Liebe, so muß Liebe etwas zu tun haben; und nicht nur sie wächst, sondern auch der Glaube, aus dem sie stammt. Endlich — es ist auch ein Grundsatz der neuern Erziehungslehre von Pestalozzi mindestens an: in den Gemeinschaften bildet sich alles wahre innerliche Leben, auch das religiöse, wenn es zu seinem Kern nicht die mystische Versenkung, sondern die Liebe zu Gott und den Menschen hat.

So kann in einer Gemeinde gearbeitet werden, um Glauben und göttlich Leben zu schützen und zu stärken. Dabei wird sich eines herausstellen: aus solcher geordneten Arbeit entsteht Sitte. Ist sie doch sicher in alten Zeiten nicht anders entstanden; was regelmäßig geschah, was einer regelmäßig empfing und erlebte oder tat und arbeitete, wurde allmählich zu einer selbstverständlichen Gewohnheit. Ist doch unser Geist so eingerichtet, daß er das Regelmäßige bald zu einer Gewohnheit macht, die sich von selber in Handeln umsetzt. Darum muß immer mit dem Tun angefangen werden. Ein kräftiger Wille kann eine bestimmte Ordnung machen und diese kann zur Sitte führen. Das ist ein Glück und auch ein Stück der Gerechtigkeit in der Welt, daß doch immer auch der Arbeit im Leben eine solche Verheißung gegeben ist. So können wir es ja an jenen rheinischen und schottischen Gemeinden beobachten: ein Geist und Wille steht dahinter; der ordnet das ganze Gebiet mit seiner Kraft und veranlaßt Menschen, sich darnach zu richten; dann wird das Gewohnheit und geht in Fleisch und Blut über. Tatsächlich ist so das ganze Empfinden dieser Gemeinden von Grund aus anders als etwa das in einer alten lutherischen Gemeinde geworden. Man kann sagen, es ist tatsächlich ein anderer Geist in ihr; denn es kommt doch zuletzt auf den Geist an, der in einer Gemeinschaft regiert.

## Der Geist der Gemeinschaft.

Endlich können wir uns vor allem an dem Bild der schottischen Gemeinden klar machen, was die stärkste dieser Kräfte ist, den Geist der Gemeinschaft. Es gibt etwas in einem engern oder weitern Kreise der Gemeinde, was auf Gemeinschaft zutreibt. Es besteht nicht in immer klaren und bewußten Gedanken, so daß man es immer gegenwärtig hätte und dann überlegen könnte, was im einzelnen Fall nach der in ihnen gegebenen Regel zu tun sei. Es ist aber auch, was darin ist, mehr als Sitte und Gewohnheit, die mechanisch treibt und schafft. Denn es ist etwas, das zwischen bewußtem Gedanken und unbewußter Sitte steht: es ist eben Geist, das heißt: es ist Gedankenkraft und wirkt doch fast triebartig; die Menschen haben es nicht, wie sie Gedanken haben, sondern es hat sie, wie sie die Sitte und Gewohnheit hat. Es ist Gesinnung und Charakter, es ist innerer Trieb der Seele; es bestimmt das Urteil ganz von selbst ohne viel Nachdenken, es leitet den Blick, weil wir vor allem sehen, was uns am Herzen liegt; es lenkt unsere Einfälle, weil uns immer das einfällt, was unserm innern Trieb entspricht. Es regiert unser Leben und Tun aus dem Unbewußten heraus und macht es uns leichter etwas zu tun oder etwas zu lassen, weil uns alles viel selbstverständlicher erscheint, was wir in diesem Geist erfaßt haben, als was man unserer Vernunft beizubringen sich bemüht. Es ist uns etwas zur zweiten Natur geworden oder in Fleisch und Blut übergegangen, wenn wir sagen, daß irgend ein Geist über uns herrschend sei. Und wenn es etwas Gutes ist, dann ist es ein Triumph der Erziehung und Beeinflussung, wenn sie es so selbstverständlich gemacht hat, daß es immer ohne unser klares Wissen bei allem mitspricht, wofür sich unser Ich entscheidet. Das ist immer das Beste in uns, was so von Gutem in den Grund unsres Wesens übergegangen ist, daß wir gar nicht mehr anders können. Sonst handeln wir immer mühselig nach Grundsätzen und mühen uns mit Regeln; dann aber sind wir noch unter dem Gesetz und der Friede und die Kraft fehlen uns.

Von dieser Art sollte auch der Geist der Gemeinschaftlichkeit in einer Gemeinde sein. Es hat solche Gemeinden gegeben; wenigstens aber gehört dieser Geist zu dem Leitbild, das sich in unsrer besten christlichen Ueberlieferung von dem Leben einer Gemeinde erhalten hat. Wenn wir versuchen, diesen Geist auf klare Gedanken zu bringen, dann würde er folgende in sich fassen: Wir gehören zu Gott und Christus, wir gehören zu Luther oder Calvin. Wir gehören darum zusammen. Wir sind aber auch verantwortlich für einander, zwar nicht für unsern Glauben in seinem Kern und in seiner Ausprägung, aber für unser christlich Leben. Wir

haben darum unter einander Rechte und Pflichten: die einen dürfen von den andern fordern, daß sie leiblich und seelisch in den Stand gesetzt werden, zu glauben und göttlich zu leben; und die andern sind dazu verpflichtet, diesen dazu zu verhelfen, soweit es irgend von ihnen abhängt. – Das etwa ist der Inhalt dieses Gemeingeistes einer christlichen Gemeinde auf Worte gebracht. Dieser ihr Geist steht hart wider den Ungeist der Masse in der Gemeinde; er steht aber auch gegen den Widergeist, wie er sich überall in jeder Gemeinde geltend macht und so oft im Wirtshaus seinen Thron voll Hohn und Spott aufgeschagen hat. Zwar ist jener Geist nicht immer einig und sich des Guten klar bewußt; aber es herrscht doch, wo er herrscht, ein großer gemeinsamer Zug. Zwar schließt er Parteien nicht aus, aber sie stehn doch auf gemeinsamer Grundlage, und ihr Zwist führt auf dieser zu dem Für und Wider, aus dem sich die Wahrheit und die Pflicht langsam herausheben können. Man versteht sich doch immer auch mit dem Gegner besser als mit dem Feind, der zum Lager des Ungeistes oder Widergeistes gehört. Man tut nun einmal so, wie es dieser Geist vorschreibt, und so lebt man und so ist man, mag sich dann auch die persönliche Eigenart, wie sie aus Natur und Schicksal geworden ist, innerhalb seines Bereichs frei und selbständig und nicht ohne Gegensatz gegen andere bewegen.

Und wie kommt es zu solchem Geist? Er kommt sicher zuletzt aus Gedanken. Geist kommt aus dem Wort, wie das Wort wieder aus dem Geiste kommt. In dem Geist, der eine solche Gemeinschaft beherrscht, steckt der Niederschlag der Wirkungen, die von großen Gestalten voller Geist ausgegangen sind. So wirkt in jenen Gemeinden am Rhein und in Schottland der Geist Calvins und anderer großer Gestalten nach. Aber der Geist kommt zugleich auch aus der Sitte und Ordnung. Was immer wieder geschieht, das geschieht langsam von selbst, es schafft sich selbst in der empfänglichen Seele Wurzeln, die immer von Neuem solches Geschehen von innen her erzeugen. So wird Sitte und Ordnung, wie sie zuletzt aus einem Geiste stammen, auch wieder zum Mittel, ihn neu zu erzeugen, wo sich eine wache Seele davor hütet, sie zu einem mechanischen Bestandteil des Lebens zu machen. So muß also immer, wenn etwas Gutes und Großes allgemein werden soll, es einer aus seinem Geist als Gedanken und Wort unermüdlich hinausgehen lassen; dann wird es langsam zur Sitte und Ordnung, und diese können im Bunde mit jenen Gedanken wieder den Geist als Geist in den empfänglichen Seelen erzeugen.

Dieser Geist lebendiger Gemeinschaft ist für uns die Hauptsache am Ideal der lebendigen Gemeinde. Alles, was da in einer Gemeinde räumlich zusammenwohnt, ist durch wer weiß wie viele

Unterschiede und Gegensätze getrennt; es ist freilich auch durch allerlei Bande, wie etwa solche ortspolitischer oder vaterländischer oder besonders wirtschaftlicher Art miteinander verknüpft. Für uns kommt es nun darauf an: zu diesen Bindungen noch eine andere und zwar die wichtigste hinzuzufügen, die mit ihnen den trennenden Mächten entgegenwirkt. Wir können nicht erwarten und verlangen, daß die unsrige die einzige sei; aber die Wirklichkeit läßt immerhin zu, daß sie auch nicht fehle und daß sie einen starken Einfluß bekomme. Denn es soll eine geistige Macht sein, die die Leute im Guten verbindet, die sie schützt und hält, die ihnen Ansporn und Frieden gibt. Es schwebt uns also etwas vor wie eine überpersönliche geistige Macht, die die Menschen verbindet und regiert, ohne daß jemand an seiner Persönlichkeit einen Schaden zu nehmen braucht, ja die diese im besten Sinn erst vollendet, wenn wir wissen, daß zur Höhe christlicher Persönlichkeit wesentlich die Gemeinschaft mit andern gehört. Damit haben wir ein Ziel gewonnen, das sich von vielen andern Zielen und erst recht von vielen tatsächlichen Zuständen abhebt.

Wir stehen im Gegensatz zu der kirchlichen Praxis, die das Wort allein auf den Leuchter stellt. Wir schätzen es gewiß hoch als Quell des Geistes; aber falsch ist es, wenn es bloß als Ausdruck wahrer Lehre oder guter Gedanken erhoben wird. Das Beste geht doch in die Seele auf anderm Weg ein als durch Ohr und Verstand, wenn man diese Organe im strengsten Sinne faßt. Sein Weg ist vor allem der: unwägbare Kräfte dringen leise und langsam aus der Umgebung in die Seele des Menschen ein und erfüllen ihn mit dem Geist, der in ihr waltet. Darum ist für uns auch das Ideal der Pastorenkirche überwunden und jeglicher Klerikalismus vom Uebel; denn es soll eine Gemeinde selbsttätig sein, weil nur in der eignen Tätigkeit Lust und Liebe und Verständnis für alles Hohe erwacht und gepflegt wird. Dann aber richtet sich unser Leitbild auch gegen jegliches andere, das den Einzelnen in den Mittelpunkt stellt. Es ist ein altherkömmliches Gewohnheitsrecht, daß sich der einzelne Fromme als die Hauptsache in seinem Verkehr mit Gott vorkommt. Er will selig werden, er will sich erbauen, er will seine Güter und seine Angehörigen von Gott geschützt und gefördert sehen. Natürlich wird immer das Ich, einerlei auf welcher Stufe man es nimmt, der Mittelpunkt alles Tuns und Leben sein müssen, weil dieses ja doch nicht ohne Träger sein kann; natürlich spielt darum auch immer in der Frömmigkeit alles, was dieses Ich hat und was es ist, eine Rolle; aber das soll nicht das einzige sein. Es soll sich gliedhaft mit andern verbunden wissen, um nicht nur von ihnen, sondern auch für sie zu leben. Das geht aber der altüblichen Frömmigkeit manchmal sehr schwer ein. Am stärksten steht aber

unser Leitbild im Widerspruch mit dem modernen oder vielleicht schon wieder verschwindenden Ideal, das man mit dem Wort „Ausleben der Persönlichkeit" bezeichnet. Besonders sieht es in allem Kult der Persönlichkeit seinen Todfeind, wenn dieser dazu führt, daß man sich abschließt und nur um sich selber dreht. Hat uns die letzte Zeit wieder mehr Sinn für die Gemeinschaft gebracht, so wird leicht dieses neueste Ideal mit dem andern zu verknüpfen sein. Die Persönlichkeit, also die ausgebildete eigene Persönlichkeit mit allem, was ihres Rechtes ist, bleibt die Trägerin des ganzen geistigen Lebens im einzelnen; aber sie ist weit geöffnet für die Gemeinschaft. Sie geht in ihr nicht auf noch geht sie gar in ihr unter; aber sie lebt in ihr und das heißt von ihr und für sie. Daß sie ihr auch ihr tiefstes eignes Wesen und bestes Geheimnis opfere, kann zur Pflicht gegen sie werden, ist es aber durchaus nicht immer; denn die Gemeinschaft hat nichts von einem, der nichts mehr ist. Auf der andern Seite sieht die Gemeinschaft ihre Aufgabe darin, Menschen, die ihre Glieder sind, dazu zu verhelfen, daß sie etwas von dieser Art werden; sie läßt ihnen Spielraum und freut sich mehr, wenn sie durch mannigfaltige Erscheinungen bereichert wird, als wenn sie durch Einförmigkeit verarmt.

So ist es denn ungefähr dies, was uns vorschwebt: Gemeingeist und zwar ein solcher christlich-erziehlicher Art soll herrschen in einer Gemeinde, die geschichtlich und räumlich zusammengehört. In ihr gibt es natürlich immer breites Land, das nicht von ihm erreicht wird, auch manche Querköpfe und Leute aus eignem Schnitt, die sich dagegen stemmen. Die ganze Gemeinde eine Gemeinschaft – diesen Ausdruck wollen wir der idealistischen Selbsttäuschung und der sich gern berauschenden Redekunst überlassen. Wir sind zufrieden, wenn etwas von diesem Geist überhaupt spürbar ist, so daß jene Kreise und Gestalten ihn ablehnen oder bekämpfen müssen. In diesem überpersönlichen Geist steckt sehr vieles darin: Nachwirkungen der Geschichte und vieler einzelner tüchtiger Christen, zumal natürlich Pfarrer; Einflüsse des großen Ganzen, zu dem die Gemeinde gehört, etwas von einem besondern Eigenleben, das so nicht mehr vorkommt, sondern als genius loci, als Ortsgeist einzig ist. Und dieser Geist bildet dann für viele eine Selbstverständlichkeit des Lebens, die jederzeit in Worte umgesetzt zu werden vermag, es aber durchaus nicht braucht; denn das Stärkste und Beste an uns ist das Selbstverständliche, darin wir leben. Es herrscht als ein „man tut so", „man lebt so", „man ist so". Dieses „man" bildet einen starken Beweggrund, manchmal den ersten, manchmal den zweiten, oder es kann auch als Widerstand empfunden und abgelehnt werden. Immer aber ist es spürbar. Da niemand aus einem Beweggrund heraus handelt und aus einer Richtung heraus

lebt, so ist es von großer Macht, dieses „man". Ist es christlich und evangelisch geartet, dann wächst aus ihm manches hervor, was ihm an Ausdrücken entspricht: das rechte Wort des Pfarrers, der Bau von Kirche und Gemeindehaus, der Gemeindeverein und sonstiges, was zur Pflege und Förderung ihrer Glieder dient. Das alles aber wirkt dann wieder auf den Geist selber zurück: wo eine Kirche, wo ein Gemeindehaus, wo ein Verein oder ein Gemeindeamt ist, da wird gegeben dem, der hat, nämlich durch seinen eignen Ausdruck wird, wie das auch mit andern geistigen Werten geschieht, der Wert selber befestigt und gestärkt. So weiß man, daß die Einrichtungen und Organisationen in diesem Verhältnis zu dem Geist der Gemeinschaft stehn: sie drücken ihn aus, aber sie stärken ihn auch. Die Hauptsache aber ist immer dieser Geist selber, der dadurch erzieht und bildet, daß er auf vielen Wegen, zum Teil auch dem einfachen Zusammenwohnens und praktischer Nützlichkeit, erfaßt und hebt. Am meisten spürt man ihn natürlich, wenn man sich von ihm zur Arbeit an der Gemeinde selber heranziehen läßt. Dann wird man etwas, wenn sich die innere Anlage zum Helfen und Raten an andern betätigt, die solches bedürfen.

So sehen wir also das Wesen des Ideals der lebendigen Gemeinde nicht in der Organisation, sondern in dem erziehlichen und stärkenden christlich-evangelischen Gemeingeist. Wir überschätzen durchaus nicht den möglichen Grad, in dem er durchgeführt und herrschend gemacht werden kann. Aber wir glauben, daß er nicht nur ein Ideal bedeutet, das die ganze Arbeit regeln muß, sondern daß fleißige Arbeit auch wirklich etwas auf dieser Bahn zuwege bringen kann. Davon soll nun noch die Rede sein.

## Aufgaben und Wege.

### Der Pfarrer und seine Arbeit.

Dieser christliche Gemeingeist bedeutet uns sehr viel, er ist unser Wort und Sakrament, weil er der Geist ist, in dem sich Gottesgeist und Menschengeist verbindet. Er macht freilich, so stark er ist, unser Arbeiten und Schaffen nicht überflüssig; aber er muß ihm den Nachdruck geben. Was kann man denn alles tun, um ihm den Weg zu bahnen? So stellen wir die Hauptfrage nach dem Ideal der lebendigen Gemeinde. Wir fragen also nicht bloß, wie man sie organisieren kann. Vielzusehr begeht man auf der Seite des Für und des Wider den Fehler, daß man die lebendige Gemeinde mit der organisierten gleichsetzt. Von der Organisation gilt, was von allem Erzeugnis gemeinschaftlicher Arbeit gilt: was nicht gewachsen ist, hat weder Kraft noch Bestand. Auch gehört die Organisation

zum Gesetz, sie ist sogar richtiges Gesetz, so nötig wie es und so tot wie es. Man kann Leben auch ohne solches Gesetz der Organisation anbahnen; denn Leben kommt aus dem Geist und der Geist kommt aus dem Wort und das Wort kommt aus der Persönlichkeit. Es kann und es muß Einer anfangen, und wenn er glaubt, wird er viel erreichen. Glauben muß er, daß er etwas erreicht; dabei ist es freilich schwer, sich vor überschwenglichen Hoffnungen zu hüten; aller Glaube geht immer weit über alles Maß hinaus und meint, so er es nur ausspräche, stünde es gleich da. Die Menschen, die in einer Gemeinde zusammenwohnen, bilden einen sehr spröden Stoff, auch wenn sie persönlich fromm sind, manchmal dann am meisten. Es ist leicht, eine Gemeinde von freiwilligen Gliedern zusammenzubringen und zusammenzuhalten; aber so viel hundert oder tausend Menschen, die geschichtlich und räumlich zusammengehören, wirklich zu einem Organismus zusammenzubringen, das ist schwer. Immerhin darf man hoffen; wie sehr man es darf, das wird davon abhängen, wie man die Erfahrungen einschätzt, die man im Krieg gemacht hat. Denkt man an die dürftiger gewordenen Kriegsbetstunden zurück, dann verspricht man sich nicht allzuviel. Will man aber hoffen, dann denke man an die vollen Kirchen der ersten Zeit; damals hat sich herausgestellt, wie viel Bedürfnis nach Gemeinschaft im Heiligen und wie viel Sinn für die Kirche immer noch in unserm Volke ist. Die Kirche ist wie ein breites Flußbett, wie es Natur oder Kunst gebildet hat, in dem für gewöhnlich nur ein kleines Wasser fließt; kommt aber die Flut eines Hochwassers, dann ist es doch gut, daß ein so breites Bett da ist.

Wir beginnen mit dem, was der Einzelne tun kann ohne alle Organisation. Dieser Einzelne ist natürlich der Pfarrer. Darüber kommen wir nicht hinaus, daß es doch die Sache des Pfarrers bleibt, das ganze Gemeindeleben wenigstens einmal anzuregen; und er wird auch als der stille, verborgene Beweger immer seine Kraft auswirken müssen. Wenn er arbeitet, dann wird er aber auch in manchen den Sinn für die Gemeinde wecken können. Predigt er tüchtig und praktisch, nimmt er sich mit Herz und Verstand der Kinder an, besucht er fleißig seine Leute, dann sieht mancher auf. Dann kann es kommen, daß er einmal das ernste Wort vernimmt, das vieler Meinung ausdrückt: Es ist jetzt eine Freude und Stolz zu unsrer Gemeinde zu gehören. Dann ist schon viel gewonnen. Der Pfarrer kann dem Gottesdienst ein gemeindliches Gepräge geben, sowohl der Predigt wie auch der Liturgie. Dazu gehört, daß er einmal überhaupt das Gemeindliche betont, also immer einmal wieder sagt, daß wir zusammengehören, und den Leuten ausspricht, was in ihrem idealen frommen Leben oft unbewußt liegt. Dann aber gehört dazu, daß er auch dieser Gemeinde einen

Ausdruck für ihr Leben in Predigt, Lied und Liturgie verleiht. Sie als ein Eigenwesen von bestimmter Art und zwar mit überpersönlichem Inhalt zu behandeln, das ist ein Weg, um sie dazu zu bringen, daß sie ihr eignes Leben lebt; denn eine Gemeinde soll mehr sein als ein Teil der Landeskirche. Daß dazu die Sitte gehört, versteht sich von selbst. Sie zu pflegen, soweit sie sich nur irgend mit dem Geist des Christentums und der Zeit verträgt, braucht ja nicht mehr anempfohlen zu werden. Man kann auch von sich aus neue Sitte bilden; so kann man etwa den üblichen Abkündigungen von Verlobten usw. eine andere Form als die des Standesamtes geben, indem man sie in Fürbitten umwandelt. Einem Pfarrer, der am Abend des Totensonntags die Namen aller im Jahr verstorbenen Gemeindeglieder verlas, wurde das von Herzen gedankt; gemeinschaftliches Empfinden kann aus gemeinsamem Leid besondere Kraft ziehen. Den Kindern im Konfirmandenunterricht das Leben der Gemeinde und besonders ihrer Gemeinde nahezubringen, wird immer mehr für wichtiger empfunden als sie in allerlei dogmatische oder geschichtliche Einzelheiten einzuführen; das gibt Stoff, der, greifbar und praktisch, die meisten mehr anzieht als dieser. Mit ihnen das Gemeindehaus oder die Kirche aufsuchen und ihnen zeigen, was das Leben der Gemeinde bedeutet, das ist eine Art zu unterrichten, die wirklich kindertümlich ist. Den Erwachsenen kann der Pfarrer von der Geschichte ihrer Gemeinde erzählen, die wieder alle fesselt, weil es greifbarer und weil es heimatlicher Stoff ist. Arbeitet man so also ein paar Jahre lang, dann wird man schon langsam Erfolg merken.

Dann kann man auch schon daran denken, allmählich die Männer der Vertretungen heranzuziehen, daß sie Sinn bekommen für die Verantwortlichkeit, die sie dem eigentlich religiösen Leben der Gemeinde gegenüber haben. Sie werden sich in der Regel mehr für ihr sittliches als für dieses erwärmen lassen, zumal so weit es sich in Gewinn und Verlust äußerer Art geltend macht. Mit dieser ganz „praktischen" Art der oft so tüchtigen und gediegenen Männer muß man rechnen und dann versuchen, die Rede auch auf anderes zu bringen. Das gerät freilich nur selten bei unsern gewöhnlichen Bürgern, Beamten und Bauern, höchstens bei einem mundflinken Gemeinschaftsmann? Am ersten gerät es noch außer bei jenen sittlichen und bei konfessionellen oder äußerlich kirchlichen Angelegenheiten? Dazu muß man aber auch seine Leute heranziehen, daß sie hier ihre Meinung sagen. Von da aus gewinnt auch die alte Kirchenzucht wenigstens wieder in der Form neues Leben, daß man Verwahrung einlegt gegen Aergernisse, die Seele und Leib von jung und alt gefährden. Wenn sich dann die also groß gezogene Kritik gegen den Pfarrer selber kehrt, muß er es leiden, ohne aufgeregt

zu bleiben; denn auch ihm muß die Sache der Gemeinde höher stehn als seine eigne Empfindlichkeit. Bekommen so die Sitzungen der Vertreter der Gemeinde etwas mehr Inhalt, so werden sie vielleicht auch etwas besser besucht; denn oft sind sie auch zu langweilig.

Daß man die Gemeinde an besondern Tagen auch in Versammlungen vereinigt, die am Abend rein geselligen und unterhaltenden Ansprüchen genügen, ist ja immer mehr Brauch geworden. Hier kann man so lange durch Wort, Sinnbild und Tat die Losung ausgeben: Wir gehören zusammen! bis sie sich auch dem geringsten Verstande eingeprägt hat. Und kommen dann auch die nicht, die man so gerne haben möchte, dann freue man sich doch an unsern braven unermüdlichen Leuten aus dem Mittelstand, denen die Kirche tatsächlich noch der Ort ist, wo sie alles Höhere verkörpert sehen. Daß man, um als Sammelpunkt für all solche Bedürfnisse nach Gemeinschaft zu dienen, kein ausgesprochener Parteimann sein darf, sondern ohne unwahr zu werden, das gemeinsam evangelische Wesen suchen und ausdrücken muß, versteht sich von selbst; Eigenart ist freilich davon gar nicht zu trennen, weil sie einmal zu dem so und nicht anders gewordenen Manne gehört, wer sich daran stoßen will, dem ist nicht zu helfen. Nur bedenke man, daß es dem Pfarrer als einem geschichtlich gebildeten Mann eher möglich sein wird, die andern zu tragen als diesen ihn. Man wird für solche Zusammenkünfte außerhalb des Gottesdienstes je eher desto besser einen eignen Raum suchen, um von den Wirten unabhängig zu sein. Ueberall in den Städten entstehen Gemeindehäuser und auf dem Dorf ist manche Pfarrscheune in einen Gemeindesaal umgewandelt worden.

### Die Organisation freiwilliger und angestellter Helfer.

Und nun noch ein paar Worte über Organisation. Es ist schon der Irrtum zurückgewiesen worden, als wenn die lebendige Gemeinde dasselbe sei wie eine organisierte Gemeinde. Es gibt lebendige Gemeinden ohne Organisation und es gibt Organisation ohne lebendige Gemeinde. In solchen bewegt sich viel, aber nicht alles, was sich bewegt, lebt. Organisation ist Gesetz und nicht Geist, ist Fleisch und nicht Seele. Aber oft muß sie sein, wie der Geist der Ordnung und die Seele des Körpers bedarf. Sie ist ein notwendiges Uebel. Darum sollte man nicht von vornherein meinen, man müsse eine Gemeinde durchorganisieren, wenn man in ihr anfängt zu arbeiten. Die schönste Gemeinde ist ja gewiß die, in der man alles mit ein paar tüchtigen Leuten selber machen kann, und wo man von jenem „man" getragen wird, auf das es uns bei dem Leitbild der lebendigen Gemeinde am meisten angekommen war.

Aber das geht nicht immer: es gibt nun einmal Gemeinden, die nicht nur zu groß, sondern auch in ihrer ganzen Naturgeschichte nicht dazu angelegt sind, ein Gemeindebewußtsein zu erzeugen. Es gibt in ihnen auch nicht genug freiwillige Kräfte, die alles tun können, was getan werden muß, und zwar aus ihrem Gefühl und aus dem Augenblick heraus. Und dann muß man organisieren. Man sollte es immer erst dann tun, wenn die Umstände mit ihrem Muß dazu drängen. Was man „macht", hat keine Kraft und keinen Bestand, nur was aus der innern Notwendigkeit der Dinge heraus wird und wächst. Diese zu spüren und den rechten Augenblick, da Gottes Wille in den Dingen zu uns spricht, zu erfassen, ist allein fromm; davor muß sich aller Ehrgeiz und alle Eifersucht zurückziehen. Darin liegt aber auch noch dies: es gibt keine fertige vorgeschriebene Organisation, die man in jede Gemeinde als normal hineintragen oder ihr aufzwingen müßte. Läßt man alles aus den Dingen selber herauswachsen und folgt man dem innern Muß, das in ihnen liegt, dann läßt man sich von niemand einreden, das müsse sein, wenn es nicht in den Dingen begründet ist; ebensowenig wie man sich etwas ausreden läßt als unmöglich, wenn es als Muß und Soll in ihnen liegt. Der innern Logik und Entwicklung der Dinge, die zur Vollendung in der Wirklichkeit drängt, „Handbietung" zu leisten, um mit Pestalozzi zu reden, das ist es allein, was sich gebührt und was Erfolg hat. Dann muß man aber auch auf manches verzichten, was in der normalen Gestalt des Leitbildes liegt; ist etwa in einer Stadt die Armenpflege vorzüglich geordnet und hat der ganze Geist der Gegend, wie er geschichtlich geworden ist, keine Berührung mit der Armenpflege durch die kirchliche Gemeinde – um des leeren Begriffs und des Leitbildes alleine willen sollte man sie nicht herbeizwingen, nur wenn die Umstände sie erforderlich machen. Das wird im allgemeinen im Dorfe nicht der Fall sein. An dessen Verhältnisse denkt man im allgemeinen zu wenig, wer als Pfarrer in der Großstadt oder als Anhänger des streng lutherischen Amtsideals den Umkreis pfarrerlicher Arbeit auf das Wort beschränken will. In der Großstadt hat man gut reden; da wird einem Pfarrer alles gemacht oder es kann ihm gemacht werden. Im Dorfe aber muß er sich um manches bekümmern, was ihm den Boden für seine Wirksamkeit schafft und erhält, weil es niemand anders tut. Zugleich ist dort in der Regel die Kirche und die Gemeinde von größerer Bedeutung und eignet sich mehr dazu, Trägerin vieler Dinge zu sein, die auf dem dörflichen Boden eng mit dem sittlichen und kirchlichen Leben zusammenhängen und darum mitgepflegt werden müssen. Nicht viel anders freilich ist es auch in vielen Stadtgemeinden. Auch hier hat man sich gezwungen gesehen, Umkreis-Arbeit mitzutun.

Im allgemeinen kann man sagen, daß drei Dinge angefangen haben sich als wesentliche Gemeindeaufgaben durchzusetzen: Krankenpflege, Armenpflege, Jugendpflege. Ihnen dient eine größere Organisation auch beruflicher Art, wo man mit freiwilligen Kräften nicht auskommt. Immer mehr sucht man in den großen Städten Gemeindehelfer, Jugendpfleger, Pfarrgehilfinnen und Gemeindeschwestern anzustellen, die im Dienst der Gemeinde den religiösen und sittlichen Schäden abzuhelfen und das rechte Leben zu fördern suchen. Diese Entwicklung ist ganz und gar nicht mehr aufzuhalten. Dabei ist natürlich langsam ein anderer Begriff von Gemeindearbeit und lebendiger Gemeinde aufgekommen: es ist nicht mehr die Arbeit, die unmittelbar von ihren Organen, wie den Vertretern, freiwillig getan wird, sondern die Gemeinde läßt sie durch angestellte Hilfskräfte tun. Zur Gemeinde haben diese dann die Verbindung, daß sie von ihr, also von Pfarrer und Gemeindekirchenrat, geleitet und beaufsichtigt werden. Damit ist gegeben, daß diese Arbeit mit ihrem Erfolg und ihrem Mißerfolg der kirchlichen Gemeinde, also auch dem gottesdienstlichen Leben und was von jenen mittelbar erziehlichen Kräften in ihr lebt und webt, angerechnet werden kann. Man wird sagen können, daß damit die Macht der beiden Arten von erziehlichen Kräften verstärkt wird, wie auch, daß die Hilfe selber ein stärkeres erziehliches und religiös sittlich förderndes Gepräge bekommt, als dies bei anderer Art von Hilfe der Fall ist.

## Innere Mission und Landeskirche.

Damit sind wir an den Wettbewerb gelangt, der häufig zwischen verwandten und doch ganz verschiedenen Bestrebungen herrscht. Zu diesen gehört die ganze bürgerliche Armenpflege sowie die Arbeit an allerlei Volksnotständen, die von sozialer, humanitärer und vaterländischer Seite geschieht. Nicht weniger aber kommt die Innere Mission in Betracht, die von alters her solche Arbeit getrieben hat. Es kann noch nichts Bestimmtes darüber gesagt werden, wie sich die Aufgabe und Tätigkeit der lebendigen Gemeinde von denen der andern Organisation abgrenzt. Hier ist noch alles im Fluß. Nur langsam arbeiten sich die Gesichtspunkte dafür heraus. Am leichtesten geht es wohl noch mit der Innern Mission. Ihre besten Vertreter stehn auf dem Standpunkt: wenn eine Gemeinde wirklich lebendig ist, dann kann man ihr manches überlassen, was bisher jene getrieben hat; so ist z. B. die Kinderkirche schon ganz Sache der Gemeinde geworden. Anderes natürlich, zumal alles, was über die Einzelgemeinde hinaus geht, muß die Innere Mission behalten. Die Voraussetzung dafür, daß die Gemeinde solche Dinge übernimmt, ist natürlich eine verbürgte Reihenfolge tüchtiger Pfar-

rer und Kirchenvorsteher. In dieser Forderung liegt gewiß ein Zirkel: ein tüchtiger Pfarrer wird sich langsam, wenn auch nicht ohne eine gewisse Gewalt, tüchtige Kirchenvorsteher wählen lassen und heranziehen; und diese werden wieder einen tüchtigen Pfarrer wählen und beeinflussen. So wird man immer mehr dem Ziele näher kommen, eine Reihe von Aufgaben, zu denen außer den oben genannten, auch etwa Vorträge und Evangelisation gehören, einfach von Gemeinde wegen zu übernehmen, damit nicht irgend ein auswärtiger Wille in die Gemeinde hineinregiert und damit aller Ertrag dem kultischen und gemeindlichen Leben am Orte zugute kommt.

Wie sich die lebendige Gemeinde mit der Landeskirche und ihrer Behörde einrichte, darüber ist noch weniger verhandelt worden. Die meisten Kirchenbehörden stehn auf dem Standpunkt, daß ihnen lebendige Gemeinden lieber sind als tote, auch wenn sie unbequemer werden sollten. Auch auf kirchlichem und religiösem Gebiet folgt das Recht immer der Kraft: je mehr unsere Gemeinden sich regen, um so mehr werden sie auch dazu kommen, sich selber zu regieren. Es gilt schon weithin die Losung, daß das Kirchenregiment das beste sei, das sich am wenigsten damit befaßt, mit größern Dingen den Anfang zu machen. Das Leben und der Schwerpunkt liegt in der evangelischen Kirche nicht bei den Behörden, sondern in den Gemeinden. Es ist doch die Landeskirche, der sie vorstehn, unmittelbar gar keine religiöse Größe, sondern nur eine Anstalt, die religiöses Leben ermöglicht, wie es bloß in den Einzelgemeinden in gemeinsamer Anbetung und gegenseitiger Liebeshilfe seine Stelle finden kann. In solchen Gemeinden ist das Ziel der Landeskirchen erreicht. Zwischen beiden besteht auch schon ihrem Grund und Aufbau nach eine enge Verwandtschaft. Denn beide sind nach räumlichen Gesichtspunkten gebildet und geordnet: umfaßt die Landeskirche alle getauften Evangelischen, die in dem Lande wohnen, so die Gemeinde alle solche, die ihre Grenzen umschließen; und wie jene in Provinzkirchen und Synoden zerfällt, so diese in Bezirke. Diese räumliche Ordnung sieht weniger geistlich aus als die nach innerlichen Maßstäben, nach denen etwa die Sekte gebildet ist, zu der man auf dem Weg freiwilliger Entscheidung kommt; oder die moderne Richtungskirche, die die Anhänger der großen religiöskirchlichen Grundrichtungen in Gemeinschaften vereinigt, in die die jetzige Kirche zerfällt oder die sie umschließt. Etwas Aehnliches auf dem Boden der Gemeinde ist die Personalgemeinde, also die Anhängerschaft eines Predigers, die er sich, wie ein Arzt seine Kundschaft, innerhalb des großen Haufens erwirbt und festhält. So hoch man auch das persönliche Vertrauen als Mittel seelischer Forderung einschätzen muß, diese Personalgemeinden werden immer mehr allge-

mein verurteilt. Besonders geschieht dies, wenn sie mit den verschiedenen Richtungen zusammenfallen. Immer mehr setzt sich eine andere Ueberzeugung durch: es ist gut, wenn sich die Anhänger der verschiedenen Richtungen, mag es auch nicht ohne Zank und Streit sein, in derselben äußerlich zusammengefügten Gemeinde zusammenfinden. Dann kann es geschehen, daß sie gegenseitig von einander lernen, sich gegenseitig abschleifen und auch in Wettbewerb mit einander treten. Reibung kann zerstören, aber auch Feuer hervorrufen, das Leben ist. So macht man aus der Not, örtlich mit anders gesinnten Gläubigen oder mit gleichgültigen Menschen zusammenzugehören, eine Tugend. Man glaubt mehr daran, daß dieses Nebeneinander aufbaue, als daß es zerstöre. So ist Gemeinde wie Landeskirche eine Möglichkeit, daß Rechts und Links, daß Viel und Wenig sich mehr zum Heil, als daß sie zum Schaden beieinander sind. Man scheut sich davor, feste Grenzen zu ziehen, die es dem Geist Gottes erschweren, Leben und Fortschritt zu wirken.

So glauben viele gegenwärtig daran, daß auf der Landeskirche noch große Hoffnungen ruhen können. Dieselben sind dann aber auch stets der Meinung, daß sich diese verwirklichen, wenn die Gemeinden lebendig werden. Dies Heilmittel für unsere Zeit soll so lange durchdacht und erprobt werden, bis uns der Geist Gottes für neue Nöte ein neues darreicht.

# Literaturverzeichnis.

Friedrich Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1916.

Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen, von Pfarrer Honigberger. Ev. Freiheit 1917.

Eduard Simons, Synodalbuch. Die Akten der Synoden und Quartierkonsistorien in Jülich, Cleve und Berg. 1570—1610. Neuwied 1909.

— —, Kölnische Konsistorialbeschlüsse, Presbyterialprotokolle der heimlichen Kölnischen Gemeinde 1572—1596. Bonn 1905.

— —, Niederrheinisches Synodal- und Gemeindeleben unter dem Kreuz. Freiburg 1897.

— —, Ein Vermächtnis Calvins an die deutsch-ev. Kirchen. Tüb. 1909.

J. Jüngst, Die vereinigte Freikirche Schottlands. Ev. Freiheit 1911.

Emil Sulze, Die evangelische Gemeinde. Gotha 1891.

— —, Die Reform der ev. Landeskirche. Berlin 1906.

Martin Schian, Die ev. Kirchengemeinde. Gießen 1907.

— —, Gemeindereform die Voraussetzung aller Kirchenreform. Verhandlungen des ersten und zweiten Gemeindetages. Leipzig 1911.

Heinrich Matthes, Aussichten und Aufgaben der ev. Landeskirchen in der Gegenwart. Gießen 1909.

— —, Ist eine Belebung unserer ev. Kirche möglich? Warum ist gerade jetzt Gemeindearbeit notwendig? Darmstadt 1911.

Lebendige Gemeinde. Festschrift für Emil Sulze. Gießen 1912.

F. Niebergall, Die ev. Kirche. Leipzig 1908.

Jakob Schöll, Evangelische Gemeindepflege. Heilbronn 1911.

Die Verhandlungen der ev. Gemeindetage. Leipzig 1911—1914.

Die Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses 1901. Göttingen 1901.

Johs. Schwertmann, Kirche, Sitte, persönliches Leben. Leipzig 1909.

Paul Grünberg, Die ev. Kirche in der Großstadt, ihre Organisation und ihre Arbeit. Göttingen 1910.

Ernst Moering, Kirche und Männer. Göttingen 1917.

Hans Schnieber, Zur Verständigung über den Gemeindegedanken. Leipzig, A. Strauch.
Fritz Siems, Meine Gemeinde und ich: Gedanken und Versuche eines Landpastors. Schriften zur Dorfkirche. Berlin 1910.
Der ev. Kirchenvorstand. Vierteljahrsschrift für die Mitglieder der Gemeindekirchenräte. Berlin, Runge.
Mitteilungen an die Mitglieder des „Deutschen Evangelischen Gemeindetages" zu beziehen von der Geschäftsstelle der Konferenz Berlin-Lichterfelde.
Der Leiter des „Deutschen Ev. Gemeindetages" ist Pfarrer D. Stock in Berlin-Lichterfelde.

Hans Schnieber, Zur Verständigung über den Gemeindegedanken. Leipzig, A. Strauch.

Fritz Siems, Meine Gemeinde und ich. Gedanken und Versuche eines Landpastors. Schriften zur Dorfkirche. Berlin 1910.

Der ev. Kirchenvorstand. Vierteljahrsschrift für die Mitglieder der Gemeindekirchenräte. Berlin, Runge.

Mitteilungen an die Mitglieder des „Deutschen Evangelischen Gemeindetages" zu beziehen von der Geschäftsstelle der Konferenz Berlin-Lichterfelde.

Der Leiter des „Deutschen Ev. Gemeindetages" ist Pfarrer D. Stock in Berlin-Lichterfelde.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

## Schriften von Professor Friedrich Nieberg[all]

# Was ist uns heute die Bibel?

8. 1907. M. 1.20. Gebunden M. 2.—. (Lebensfragen 17.)

# Welches ist die beste Religion?

8. 1906. M. —.50. Geb. M. —.80. (Religionsgeschichtl. Volksbücher V. 1.)

# Hilligenlei und moderne Theologie.

Klein 8. 1906. M. —.80.

# Die Bedeutung der Religionspsychologie für die Praxis in Kirche und Schule.

(Aus „Zeitschrift für Theologie und Kirche". 1909. Heft 6.)
8. 1909. Einzelpreis des Heftes M. 1.20.

Die Abhandlung bietet viel Anregung und Förderung.
*Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. 52. Jahrgang. Heft 3.*

# Die paulinische Erlösungslehre im Konfirmandenunterricht und in der Predigt.

Ein Beitrag zur „Praktischen Dogmatik".
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
8. 1910. M. 2.80. Gebunden M. 3.80.

Welches Interesse in den katechetischen Kreisen an der Behandlung einzelner schwieriger Fragen lebt, beweist der schnell nötig gewordene Neudruck dieser Schrift. Ich empfehle Niebergalls Buch herzlich. Es tut uns gut.
*Literaturbericht für Theologie. Juni 1912.*

# Biblische Geschichte, Katechismus, Gesangbuch.

Grundsätze und Methoden für ihre Behandlung.
8. 1910. M. 1.20.

Die biblische Geschichte, der Katechismus und das Gesangbuch sind Bücher die jeden Schüler jahrelang begleiten. Zur rechten Behandlung dieser Bücher im Unterricht gibt N. unter Berücksichtigung und mit Kritik der neueren literarischen Arbeiten gute Winke und vielerlei Anregungen. Das Buch kann neben Baumgartens „Neue Bahnen" gestellt werden und verdient die Beachtung aller, denen die Reform des Religionsunterrichts am Herzen liegt. Besonders den Abschnitt vom Gesangbuch, das noch längst nicht genügend und nicht in rechter Weise benutzt wird, sondern hinter dem Katechismus oft ungebührlich zurücktritt, wird keiner, zumal kein Lehrer, ohne innere Bewegung, herzliche Freude und Dank gegen den Verfasser lesen.
*Christliche Freiheit. Nr. 51. Jahrgang XXVI.*

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.